POLGAR

—

SCHWARZ
AUF
WEISS

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

ALFRED POLGAR

SCHWARZ AUF WEISS

—

1929

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN

1.—10. TAUSEND
COPYRIGHT 1928 BY ERNST ROWOHLT VERLAG,
KGAA., BERLIN W 35 / PRINTED IN GERMANY
GEDRUCKT BEI HERROSÉ & ZIEMSEN GMBH.
IN WITTENBERG (BEZ. HALLE)

Not Selected for Humanities
Preservation Project

AN DEN FREUND

(quasi ein Vorwort)

Einmal, Lieber, muß ich Dir doch danken für Deine Auffassung und Übung von Freundschaft.
Als redlicher Mann, der Du bist, begnügst Du Dich damit, dem Freund die trostvolle Sicherheit zu geben, daß sein Wohlergehen Dein eignes nicht störe, tust aber niemals so, als ginge Dir jenes über dieses. Du markierst, heißt das, in keinem Fall eine Zuneigung, die so groß wäre, daß sie die elementaren Satzungen der menschlichen Natur aufzuheben vermöchte. Du weißt, daß Freundschaft keine Nutz-, sondern eine Zierpflanze ist. Du spielst nie die Komödie, als glaubtest Du, Gefühl könne die Grenze, die einen Egoismus vom andern ewig scheidet, niederlegen, Du willst nicht das Absurde: Verschmelzung der beiden, sondern das einzig Mögliche: gute Nachbarschaft. Dein Ich-Geheimnis gibst du dem Freund nicht preis und machst keine aussichtslosen Versuche, hinter das seine zu kommen. Du respektierst im Freund den Fremden, fast möchte ich sagen: den Feind, als welcher er sich Dir — dies ist ja der Zauber der Freundschaft — nicht zeigt. Du erachtest und achtest Freundschaft als einen schönen Pakt, tausendfach zu deuten und zu umgehen, der nur hält, wenn er nicht bindet, und ungültig wird, sowie sich einer der Partner auf ihn beruft. Du weißt, daß Freundschaft ein ungemein zartes, gebrechliches Ding ist, erwachsen aus dem Schwäche-

gefühl des Einzelnen gegenüber der ungeheuren Majorität von andern, eine Stützungsaktion des armen, hilflosen Ich, eine Schutzmaßnahme des Menschen gegen die Menschheit, ein Bund von Teilen wider das Ganze.

Du kennst die feineren Techniken der Freundschaft: das Ausweichen, das Nicht-Fragen, die rechtzeitige Blindheit und Ertaubung. Du läßt dem Freund nicht Gerechtigkeit widerfahren, wie sie Deine Gesetze statuieren, sondern duldest, daß er nach seinen Gesetzen irre. Du ziehst ihm nicht die Krücken weg, an denen er humpelt, zerstörst nicht das wunderbar komplizierte, kunstvoll gefügte System von Mißverständnissen und Täuschungen, in das sein Leben eingeflochten ist.

Eben weil du die Kleinheit, die Schwäche, die Not des Freundes durchschaust, spielst Du achtlos über sie hinüber, legst keinen Finger in offene Wunden, denn das machte sie höchstens unrein, kommst nicht mit der Wahrheit, die, würde sie geglaubt, doch nur wie das furchtbare Ärzte-Wort träfe, das dem unheilbar Kranken sagt, er sei's. Du, Guter, würdest auf die Mitteilung des Freundes, er sei im Begriff, wieder eines Buchs zu genesen, niemals, wie jener andre Kamerad, harmlos-lieb und -lustig gefragt haben: »Skizzeles?« Du hättest ihm das tückische, zudem mit etwas Jargon-Saft vergiftete Diminutiv nicht ins Herz gespritzt, seinen Minderwertigkeits-

Komplex, seinen »Miko«, wie man in Berlin zwecks Zeit- und Raumersparnis sagt, nicht ins Gären und Schäumen gebracht. Du lobst ihn nicht dafür, daß er in seinen Grenzen bleibt, so das Bestehen dieser Grenzen ihm schmerzhaft fühlbar machend. Du rühmst nicht bei jeder neuen Arbeit des Freundes die vorherige. Du gibst ihm lieber gerade Lügen, die ihn stärken, als krumme Redlichkeiten, die ihn schwächen und zerstören. Du bist ein bedenkenloser Wächter, kein zartfühlender Mörder. Dein Witz schont in der Freundes-Psyche die Stellen des geringsten Widerstands, Du tust ihm, und deshalb hat er Dich so lieb, den Gefallen, ihn zu sehen, wie er gesehen werden mag, und läßt Gelegenheiten vorübergehen, ihm zu zeigen, Du sähest ihn, wie er leider ist. Du blickst taktvoll weg, wenn er am Marterpfahl wimmert, umschreitest ihn nicht mit teilnehmender Miene, zu innerst des Tanzes froh. Daß in Deinen Gram über Lächerlichkeiten, Verlegenheiten und Blamagen, in die der Freund gerät, sich nicht das rein menschliche Behagen: »bravo, es geht was vor!« mischen solle, kann kein Einsichtiger von Dir verlangen: aber wie fein dosierst Du die Mischung, wie tief verdrängst Du das Behagen, so tief, daß Deine bekümmerte Seele kaum selbst was merkt von der heimlichen Freude des Nervensystems!

Deine Freundschaft hat keine Räusche, in denen sie verspricht, was sie nüchtern nicht hält. Wenn Du

zeitweilig Abschied nimmst vom Freunde, so gehst Du von ihm wie aus Deiner Wohnung, in der Du Heim-Gefühle zurückläßt und in die Du wiederkehren willst, nicht wie aus einem Hotelzimmer, an das Dich nichts mehr bindet, wenn Du mit Deinem Gepäck draußen bist, und das Dir Fremde wird im Augenblick des Weggangs. Wenn Du dem Freunde kein Geld leihst, tust Du so aus gesunder Angst, es nicht zurückzubekommen, nicht aber, weil die Sorge ein schöpferisches Prinzip sei, das dem Freund erhalten bleiben müsse, und Not ein Kräftequell, den ihm zu verschütten eine Schlechtigkeit wäre.

Kurz, du bist ein vollkommener Freund, behaftet nur mit dem einzigen Fehler, daß es Dich nicht gibt.

Aber schon der Gedanke, daß es Dich, und zwar ohne jede Suspendierung der Naturgesetze, doch eigentlich ganz gut geben könnte, hat sein Trostreiches!

Geschichten werden niemals richtig erlebt, nur manchmal richtig erzählt.

BIS ZUM FÜNFTEN STOCKWERK SIND DIE Wände der Hauskorridore meterhoch mit etwas verkleidet, das fast wie Marmor aussieht. Es wohnen auch nur feine Leute da. Im sechsten Stockwerk wird der Marmor durch gesprenkeltes Muster der Mauertünche angedeutet. Das ist viel gemütlicher als der kalte Stein. Auch hält der Hauswart in der Bodenkammer Hühner. Wenn ich morgens heimkomme, weckt das den Hahn und er kräht. Dann ist Aufstehzeit.

Bis zum sechsten Stockwerk sind hundertundzweiundachtzig Stufen. Doch gibt es einen Aufzug. Manchmal ist der Aufzug verdorben, aber die wahre Liebe stört das nicht.

Sonst ist es sehr still in der Wohnung des sechsten Stocks. Vom Lärm der nahen Straße dringt wenig herein, von weither mancherlei Geräusch, nur dem Höhenbewohner vernehmbar. Lokomotivenpfiffe, dünn und fein, gleich Tonraketen hoch in Luft zerfließend, Schlag von Turmuhren, hell die Viertelstunden, im Baß die Stundenzahl, wie Gespräch zwischen Vater und Sohn. Der Wind bläst oben viel windiger, der Regen ist noch gut geordnet und beisammen, wenn er die Fenster des sechsten Stockwerks passiert, die Lichtreklame der Sterne kommt zur Wirkung, und Allah ist groß. Geräusch der Stadt stört in der sechsten Etage die Stille des Zimmers nicht, sondern unterstreicht sie. Die Ruhe drin wird von der Unruhe draußen getragen wie von einer stützenden Harmonie.

Der Hochwohner, wenn er will, hat eine sogenannte Aussicht. Weit hingebreitet seinem Blick liegt die Stadtschaft. Dächer, nichts als Dächer, Gebirgszüge von Dächern, in wunderlichen Formationen, vielzackig gegipfelt, braun, rostrot, malachitgrün. Das Malachitgrün kann ich nicht beschwören, aber es wird gewiß auch vorhanden sein. Auf Dächern gedeiht mancherlei: Blitzableiter, Antennen, fromme Türme, spitzfingrig und beharrlich gen Himmel zeigend, dem man in der Mansarde immerhin um sechs Stockwerke näher ist, Drahtgeflechte, schiefe Fenster, Figuren mit Faltenwurf, Röhren, steinerner Zierat, im Sommer hier und dort, auf Flachdächern, kleine Wiesen, wie Großstadtalmen sehen sie aus, und vor allem Schornsteine. Aus ihnen dampfen Rauchopfer den Göttern der Arbeit, der Wärme, der Häuslichkeit und Verdauung.

Berge sind schön, aber die hundertfarbige Dachkette, vielwinklig in den Horizont geschnitten, hat ebenbürtigen Reiz. Auch sie, obgleich von Menschenhand hingestellt, wirkt als ein Stück Natur, machtvoll und in sich selbst begründet wie diese. An dem Rauch, der über Dächer kriecht und flattert, hängen sich Gedanken nicht minder mimikry-grau als an den Nebel, der um Berge wallt, Haus- wie Berggipfel kleidet der Schnee gleich gut, mit Tuch aus demselben Stoff deckt beide die Nacht, und mit gleichem Sprüheffekt wie an der Fläche des Sees

zerbricht am Kupferdach der Kirche der Sonnenstrahl zu Milliarden Glitzerteilchen.

Die Phantasie kommt auch nicht zu kurz. Ja, ihr schafft die Aussicht auf Dächer üppigeres Futter als die auf Berge. Was wacht, was schlummert schon in diesen? Bestenfalls Erze. Hingegen unter Dächern, da schlummern lebendige Energien, da spielen Leidenschaften, gegen deren Spiel das der Elemente ein freundliches Ringelringelreihe ist, da hausen und werken Kobolde aller Gattungen der Kobolderei, da tönt der Mensch in Brudersphären atonalen Wettgesang, und majestätisch wie Wasserfall von Bergeshöh' donnert der Betrieb.

Überdies ist die Luft im sechsten Stockwerk rein und kräftig (seit das Restaurant ins Haus gezogen ist, riecht sie zur Mittagszeit ganz zart nach verbrannter Zwiebel), und Morgen- und besonders Abendstimmung, wie sie über Bergen ist, ruht auch über Häusergipfeln. Es gibt, die Bewohner des sechsten Stocks wissen das, ein Alpenglühen der Dächer, das an trostvoll schwermütiger Schönheit dem im Gebirge gleichkommt, statt der Höhenfeuer, die von Almen herunterglimmen und nichts sagen, als daß sie eben glimmen, leuchtet dir von den Dächern der Stadt in Glühbuchstaben klare Schrift, deinen schweifenden Sinn auf Preiswertes lenkend, wenn das Regenwasser in Dachrinnen schäumt, ist das von den Musiken des Wildbachs, der zu Tal

sprudelt, kaum zu unterscheiden, und Teppichklopfen ersetzt gut den Donner der stürzenden Lawine.

Sechs Stockwerke sind ein langer Weg. Doch Fernblick, Stimmung, Gefühl: über dem Gewühl, Ruhe und reine Luft, mit einem Mittagshauch von Zwiebel, lohnen den Aufstieg.

Wenn die Freundin kommt, hat sie den Lift. Wenn der Lift verdorben ist, kommt sie doch. Das ist Liebe, c'est la guerre!

STERNENHELLE NACHT. DIE LUFT GING MILDE. Alles wurde weich und locker unter ihrem sanften Hauch.

Die vier Freunde — der fanatische Literat, der philosophische Kopf, der überlegen Kluge, und der vierte, ein schlichter Mann — schritten durch die nacht-stumme Straße. Sie hatten noch kein Verlangen nach Einsamkeit. Sie gingen die Straße wiederholt hin und zurück, kreuzten sie im Zickzack und trennten sich erst, zu Füßen des Doms, als schon Morgenfahlheit um das Turmkreuz spielte. Das Gespräch legte die gleichen Strecken zurück. Zwischen dem Mechanismus des Gehens und dem des Sprechens bestanden Zusammenhänge. Die Rede war gleichsam der Dampf, der, ausströmend, die Bein-Maschine in Bewegung setzte.

Der Fanatiker, mit immer feuchten Augen, schwärmte.

»Schön,« sagte der Philosoph, »aber dann erklären Sie . . «

»Erklären . .?« fiel der Kluge ein (er liebte seine Klugheit, besessen von ihr, überzeugte sich ohne Unterlaß, angstvoll und gierig, ob sie vorhanden sei) »erklären? Wie kann man das? Wie soll der Musiker dem Unmusiker erklären, warum er fis eben als fis hört und nicht anders?«

Der Philosoph zuckte. Aber er wollte dem andern nicht die Freude gönnen, daß er zucke. Er lachte warm, von plötzlicher Sonne durchhellt, überließ

es den Gefährten, diesem Heiterkeits-Zwischenspiel einen Sinn unterzulegen.

Der vierte, der schlichte Mann, nahm an dem Gespräch nicht teil. Er war von der Debatte mitgeschleppt worden wie einer, der gerade zufällig in der Gondel gesessen, als das Flugschiff hochging. Immerhin hatte er die Empfindung, daß es Geltungssache sei, in so hochzielendem Gespräch mitzutun, sich nicht in die Rolle des verloren-verlegenen Schweigers drängen zu lassen. Er lauerte auf den Augenblick, irgendwas dazwischen zu sagen, das ihn weder bloßstellen noch zu weiterer Rede verpflichten sollte.

In einer Atempause warf er, ruhig und milde, hin: »Ich bin mir über diese Fragen längst im klaren.« Als es draußen war und kein Echo kam, wurde ihm unbehaglich.

Der Kluge nahm das Wort und gab es nicht wieder her. Er redete unablässig Kluges.

Plötzlich rief der philosophische Kopf, wie von einem Spezialflug seines Denkens eben landend, unvermittelt: »Ein kolossal begabter Mensch, der M . . !«

Das war Vergeltung für den Unmusiker von vorhin! Es hieß erstens: Während du mich im Bann deiner Beredsamkeit glaubtest, war ich ganz anderswo. Zweitens: Indes ich dir zuhöre, wird mir klar, wie begabt ein anderer ist.

Der Fanatiker hörte den Namen des M. zum erstenmal. Kopfnickend bekräftigte er: »Begabt, jawohl.« Dann, von einem peinlichen »und wo bleib' ich?« zuinnerst gequält, bekannte er sich in starken Worten zum unbedingtesten Genie-Kult.

Der schlichte Mann gähnte, krampfhaft-verstohlen, durch die Nase. Stumm, das Haupt gesenkt, schritten der Philosoph und der Kluge.

Am Ende hält der Esel die Stille für »ergriffenes Schweigen«, dachten sie.

Den Fanatiker überfiel Angst: gilt Genie nicht mehr bei den Jungen?

»Was suchen die Herren eigentlich?« fragte ein mißtrauischer Schutzmann die vier Dauer-Spaziergänger.

Der Philosoph antwortete: »Die Wahrheit.«

Der Kluge gab dem Schutzmann eine Zigarette. Sodann gingen die Freunde nach Hause.

Daheim fiel der Fanatiker fiebernd ins Bett. Literatur kochte in ihm. Ein Bekenntnisbuch gärte. Ein Schauspiel warf Blasen. Ein Roman sickerte von vielen Seiten heran. Fülle des zu Sagenden sprengte fast die Seele.

Der Kluge prüfte, angstvoll und gierig, seine Klugheit. Eine falsche Behauptung von vorhin wurmte ihn. Doch was ist falsch? Es kommt auf den Elastizitätsgrad einer Behauptung an, nicht auf ihren Inhalt.

Dem Philosophen verrammelte Traurigkeit das Tor zum Schlafe. Er hatte eine Vision: Nebel, das All durchwogend, genährt von Dämpfen, die, dünn und dick, aus Millionen offener, wie Opferschalen hingestellter, menschlicher Hirnschalen aufqualmen.

Der Schlichte murmelte, ehe er sanft und rasch entschlief: »Öde, so ein Abend ohne Frauen.«

MEIN FRISEUR ZÄHLTE VOR BEGINN DES KRIEges 56 Jahre. Jetzt ist er siebzig; und darüber.
Er hatte einen Gehilfen, der war kein Gehilfe, sondern ein Meister. Er seifte ein, daß es wie Liebkosung um Kinn und Wangen war. Er handhabte das Messer so mild wie stark. Er kratzte den Bart nicht ab, sondern schmeichelte ihn mit sanfter Entschiedenheit von der Haut herunter. Er gab das Öl nicht wie die andern ins Haar, sondern betupfte mit geölten Fingerspitzen die Kopfhaut, sie solcherart mit Fett nährend und gleichzeitig massierend. Er brauchte alles in allem fünf Minuten. Er sprach nur das Notwendigste mit dem Gast. Ehre seinem Andenken. Bei Limanova zahlte er den Zoll.
Der nächste Gehilfe verliebte sich in die Kassiererin. Das machte seine Hand unsicher. Die Kassiererin hatte es auf den Sohn des Chefs abgesehen, der, kriegsuntauglicher Landsturmmann, zuweilen im Laden aushalf. Der Gehilfe und der Sohn gerieten in Streit. Der Gehilfe wurde entlassen, der Sohn heiratete die Kassiererin. Im Drange der geschichtlichen Ereignisse wurde er jählings kriegstauglich. Sein Grab ist am Isonzo. Die Kassiererin hatte wochenlang verweinte Augen.
Der neue Gehilfe aber hieß Christian und lehrte sie wieder lächeln.
Er diente in Treue etliche Zeit. Dann nahm er, der eintönigen Arbeit und Liebe satt, die goldene Uhr des Friseurs und grußlosen Abschied. Seither

kann es dem Chef und seiner übellaunigen Schwiegertochter kein Gehilfe mehr Recht machen.

Ihrer dreißig zirka verbrauchte der kleine Laden im Lauf eines halben Jahres. Die Preise kletterten in die Höhe, die Gäste blieben aus, die Kassiererin schwoll an, und in gleichem Maße das Gesicht des kleinen Lehrbuben. An ihm entlud sich die ganze grimmige Schwermut der jungen Witwe und des Meisters machtloser Zorn gegen ein Schicksal, das die propre, feine, von so vielen Doktoren als Stammgästen besuchte Rasierstube zu einer Stätte des Zanks, der Armut, der schlechten nnd uneinträglichen Arbeit gemacht hatte.

Der letzte Gehilfe war ein alter, überaus langsamer Mensch, der beim Einseifen Selbstgespräche murmelte und, wenn er sich gebückt hatte, immer eine kleine Pause einlegen mußte, seine Kreuzschmerzen zu überwinden. Er blieb relativ lange in Diensten meines Friseurs. Zehn Tage. Am zehnten Tage aber trank er in der Zerstreutheit aus einer Flasche Shampoon-Ersatz, wurde dabei von der Kassiererin überrascht, die ihn einen alten Saufbruder nannte, erwiderte mit einem halblaut gemurmelten »Schlampen« und daß er in seinem Leben schon was Besseres getrunken habe als das stinkende Seifenwasser, worauf die Kassiererin sagte, für seinen Saumagen sei es noch immer gut genug. Hierüber bekam er vor Ärger Kreuzschmerzen und einen asthmatischen An-

fall, hieb dem Lehrjungen eine herunter, nahm seinen Rock und verließ das Lokal. Die Kassiererin schimpfte ihm nach, beutelte den Lehrjungen tüchtig bei den Ohren und blieb bei dieser Beschäftigung, bis der Meister erschien, »hat der Mistbub schon wieder was angestellt?« sagte und dem Lehrjungen ein paar Ohrfeigen gab. Dann sperrten sie den Laden, weil Mittagspause war.

Von nun ab bediente der alte Herr selber. Er reaktivierte sich aus dem wohlverdienten Ruhestand. Aber es ging nicht mehr. Vor Müdigkeit und Atemnot mußte er noch längere Pausen mitten in der Arbeit machen als der letzte Gehilfe, und seine Versuche, über die Pause den Eingeseiften durch politisches Gespräch hinüberzuhelfen, erzeugten bei diesen höchste Ungeduld. Nur einer, ein ehemaliger Baron, war's zufrieden. Er schimpfte über die Russen, während er sich den Schnurrbart schwarz färben ließ, und über die Amerikaner, während ihm die Glatze gesalbt wurde.

Eines Tages hörte man — der alte Herr arbeitete mit dem Brenneisen an des Barons Lippenborsten — unterdrückten Zank im andern Zimmer des Ladens und bald hernach kam der Lehrjunge heraus mit knallroten Ohren und Backen und von Schluchzen gestoßen. Der Meister ließ das Brenneisen sinken, hielt sich ein Weilchen stöhnend die Hüfte und murmelte »Na wart, du Mistbub, dir werd' ich's zeigen.« Der Baron besah seine käsige Visage liebe-

voll im Spiegel und sagte: »Die Buben muß man streng halten, sonst werden's Bolschewiki.«

In mir wuchs ein edler, wenn auch sentimentaler Entschluß. Ich sagte dem roten Lehrjungen: »Gustav, kannst du schon rasieren?« — »Ja.«

»Also rasiere mich.«

Er rasierte mich.

Der alte Friseur ließ ihn in der Folge auch auf die paar andern Gäste los und erklärte, er nehme überhaupt keinen Gehilfen mehr, höchstens noch einen zweiten Lehrjungen.

Das geschah auch. Es kam ein zweiter Pikkolo, ein ganz kleinwinziges Menschenkind.

»Sind Sie mit Gustav jetzt zufrieden?« fragte ich den Alten . . . »Er arbeitet recht brav . . .« »Sehen Sie, man muß mit den Jungen gütig sein, sonst werden sie scheu und boshaft . . .«

Ja, er macht dem in seine Jugend gesetzten Vertrauen Ehre, der kleine Gustav.

Sowie er nur eine freie Minute hat, nimmt er den noch kleineren neuen Lehrjungen bei den Ohren, knufft und reißt ihn und sagt: »Na, wart', du Mistbub, die werd' ichs zeigen!«

In drei Jahren wird er Gehilfe. Die Kassiererin trägt das Haar seit kurzem onduliert.

Derzeit ist sie nicht im Laden. Sie hält Wochenbett daheim. Sie hat einen Buben bekommen. Christian heißt er.

WAS MACHT DEN MENSCHEN ZUM OBJEKT öffentlicher Meinung? Zum Gegenstand der Beachtung und Betrachtung von Vielen? Ungewöhnliches Erleben oder ungewöhnliche Leistung.

Es muß nicht einmal Leistung sein, aus der die Welt Nutzen zieht: ein schönes Verbrechen, eine Torheit größeren Stils, ungewöhnliches Pech, ein Rekord geben Zutritt in das Interesse der Allgemeinheit. Wer aus ihr solistisch herausfällt — durch eigenes Gewicht oder vom Schicksal gestoßen —, den nimmt sie zur Kenntnis.

Eine Ausnahme machen da nur Theaterleute. Sie sind die einzigen Lebewesen, deren Arbeit allein deshalb schon, weil sie getan wird, vor breiter Öffentlichkeit Beachtung widerfährt. Es gibt keinen Beruf sonst, dessen Ausübern allemal, mit Lob oder Tadel, attestiert würde, daß sie ihn ausüben. Niemals liest man in der Zeitung etwa: »Gestern hat Doktor X. einen Blinddarm herausgeschnitten. Die wohldurchdachte, gekonnte Leistung verdient unseren Beifall. In kleineren Aufgaben bewährten sich die bildhübsche Operationsschwester und der Spitalsdiener.« Oder: »Das Auftreten des Verkehrsschutzmannes Heinrich, Ecke der Budapester- und Kurfürstenstraße, gestaltete sich erfolgreich. Klarheit und Anmut seiner Zeichengebung lassen nichts zu wünschen übrig, nur könnte vielleicht das Tempo etwas besser sein.« Oder: »In der Restauration ‚Grill für Alle' gab es Sonnabends,

bei gutbesuchtem Hause, zum erstenmal türkisches Filet mit Morcheln-Croquettes. Köchin: Mathilde Lehmann. Das Publikum zeigte sich von dem Gebotenen befriedigt; wir bleiben aber dabei, daß Frau Lehmann kaum mehr als eine utilité ist. In dem kleinen Getränkezuträger Otto reift — der Referent glaubt, sich hierin nicht zu irren — eine beachtenswerte Kraft für das Fach der Kellner mit Suada heran.« Man könnte sagen: Schauspieler machen eben Kunst, deshalb wird jedes Stück Arbeit, das sie liefern, öffentlich beurteilt. Das könnte man sagen. Darauf ließe sich vielerlei entgegnen, der Entgegnung vielerlei erwidern, und so ginge das hin und her, eine lange Weile, die sich unaufhaltsam verbreitete. Lassen wir also den Einwand. (Es erleichtert das Schreiben sehr, daß dem Schreiber niemand dazwischenschreiben oder in die Feder fallen kann. Der Redner hat es schlechter.)

Schauspieler sind im allgemeinen nicht gut bezahlt, darum ist ihnen das Glück des Erörtertwerdens, als einer Art sublimierter Gage, zu gönnen. Weniger zu gönnen ist es einer Gruppe von Erscheinungen, die, gar nichts leistend, ja selbst der elementarsten aller Mühen — der: zu leben — enthoben, sich doch ins Blickfeld der Öffentlichkeit drängeln; nämlich den Figuren aus berühmten Romanen und Theaterstücken. Psychologen und Charakterdeuter setzen sich auf ihre Spur, sie werden gegen das Licht gehalten,

zerlegt, mikroskopiert, in ihren Bedingtheiten aufgetan, vielen Prüfungen, wie die Seelenchemie sie kennt, unterworfen. Da steht nun die Frage auf: warum sollte, was solchen Niemanden, erfundenen Wesen, Phantasiegestalten und Schemen recht ist, den Erscheinungen der Wirklichkeit, den Kreaturen, die leibhaftig sind, nicht billig sein? Warum sollte das Geschöpf des Schreibtischs was voraus haben vor dem Geschöpf der Natur? Frau Sedlak, die morgens das Zimmer aufräumt, ist zumindest so interessant wie Dorothea Angermann, der Schneider Potzner gar nicht auszustudieren, mein Freund Mischka ein Unikum, ihr werdet nie mehr seinesgleichen seh'n. Sicher, es lohnte, von ihnen zu erzählen. Doch dies geschieht nicht, denn sie haben weder was geleistet, noch sind sie beim Theater, noch fand sich der Literat, der das wunderliche Gebild ihres Lebens durch Hineinstellen in eine Romanhandlung rettete.

Ich bin deshalb für ein Buch »Menschheit in Einzeldarstellungen«, kollaborativ verfaßt von allen, die in Worten darzustellen wissen. Hier wäre Eintritt nur den mit Ruhmerwerbung Nichtbeschäftigten gestattet. Hier gälte Leistung nichts, doch das Leben als Leistung. Hier würden nur Namen von solchen genannt, die sich keinen gemacht haben. Hier entschiede über Aufnahme oder Ablehnung das Sein, nicht das Tun des Individuums. Hier fänden die

Außenseiter, welche die höchsten Quoten gezahlt hätten, wenn sie gekommen wären, die Künstler ohne Kunst, die Waldmenschen im Dickicht der Kultur, die Gottfopper und von ihm Überfoppten, die großen Abenteurer ohne Erlebnis, die auf der Flucht vor sich selbst als brillante Schnelläufer Enthüllten, die himmlisch unbegabten Genies, kurz: wirklich interessante Leute fänden hier, ohne die trügerische Hilfe von Roman- oder Dramenschreibern, Asyl, das ihre Erscheinung vor'm Vergessenwerden, vor dem »gefräßigen Regen« der Zeit behütete . . . soweit ein Dach aus Papier und Letternschwärze dies eben vermag.

Zum Beispiel Mischka! Mein Freund, unser Freund, euer Freund, Aller Freund. Sollte von solchem Mann, einzig in seiner Art und den Menschen ein Wohlgefallen, nie die Rede sein, weil er wirklich vorkommt und nicht im Buch? Begnadet mit Talent zu vielerlei Talenten, Jünger des Lebens und dessen Meister, zu Hause, wo er zu Hause ist, aber daheim in der Welt, der Rührung voll und des Witzes, in dem Rührung sich auflöst, verliebt in die Liebe, unbestechlicher, beide Augen zudrückender Durchschauer, teilhaftig aller Freuden des Kenners und Kenner aller Freuden, fröhlicher, nimmermüder Wanderer durch Gebirg und Tal der Beziehungen, die Taschen voll Sympathie, Musik, Gefälligkeit, Humor, Zuneigung, Teilnahme und ähnlichem, womit man Menschen

bindet, unvergleichlicher Illusionist einer Welt des Behagens und der Warmgefühle, genialer Spieler des Freundschafts- und Gesellschaftsspiels, immer ganz hingegeben der Szene, die eben gestellt ist, glaubend an ihren gemalten Himmel, scheinbar sein Herz für immer hängend an die Fiktionen des Stücks (das, wie er weiß, nach ein paar Stunden für immer aus ist)... dies und noch viel mehr und noch viel anderes und Besseres ist Mischka, über dessen Auftreten nie Referat geschrieben wird! Wahrlich, die Welt wäre um ein kostbares Muster ärmer, verwischte sich, unabgezeichnet, die Spur von seinen Erdentagen.

DA GIBT ES EINE AUSSTELLUNG »DER MENSCH«, die in Bildern, Präparaten, schematischen Darstellungen und bezaubernd anschaulichen Mechaniken den Menschen zeigt, wie er leibt und wie er lebt, wie er sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt, atmet, verdaut, sich abnützt und erneuert, wie sein Herz robotet, seine Nerven spielen, seine Niere filtert, seine Muskeln schwellen oder auch nicht, seine Haare sprießen, sein Darm und sein Hirn anmutig sich winden, kurz, die alles zeigt, was unter, in und auf der lebendigen Menschenhaut sich tut. Oh, es gibt Dinge zwischen Schädeldach und Fußsohle, von denen eure Schulignoranz sich nichts träumen läßt!

Vieles erfährt man hier von des Menschen Wohl und Wehweh und von dem Erstaunlichen, das die Maschine, die er darstellt, leistet.

Zum Beispiel gibt es da einen riesigen gläsernen Kübel voll Himbeerwasser, und dieses ist die Blutmenge, die das Herz in einer halben Stunde durch den Körper pumpt. Oder man sieht eine Eisenzange (an deren Hebeln ein 50 Kilo Gewicht wirkt) vergeblich bemüht, eine Haselnuß zu öffnen, die unsere Zähne ganz leicht knacken. Was Kiefer imstande sind! Auch wird die Nahrungsmenge gezeigt, die ein erwachsener Mann mit dem Appetit und den Bezügen eines guten Bürgers, im Lauf des Jahres durch seine Därme jagt. Käse frißt er verhältnismäßig wenig, einen halben Eidamer pro anno.

Ja, das ist alles sehr schön und schauenswürdig, was »Der Mensch« zu schauen gibt . . . aber der Mensch ist nicht nur Körper, sondern, wie bekanntlich schon die indische Sankhyaphilosophie des Kapila lehrt, auch Seele. Und von dieser macht sich die Ausstellung gar nichts wissen. Schade. Ihre Methoden der Darstellung und Veranschaulichung, angewandt auf das Gebiet der Psyche . . . was für wunderbar lehrreiche, aufregende Schauobjekte gäbe das!

Zum Beispiel einen riesigen Kübel, angefüllt mit Papierfetzen, Staub und zerbrochenem Kram, um zu veranschaulichen, was während eines Lebens von durchschnittlicher Dauer die Normalseele (etwa im Umfang eines mittleren Postbeamten) an Illusionen ausscheidet. Daneben, als mikroskopisches Präparat: was sie von ihnen behält. Zur sinnvollen Ausschmükkung wäre über dem Kübel bildlich etwa darzustellen, wie ein Jüngling mit tausend Masten in den Ozean schifft, indes über dem mikroskopischen Etwas ein Greis zu sehen wäre, still, jedoch auf gerettetem Boot.

Oder ein anderes Schauobjekt: ein Apparat, der zeigte, wie viele Proteste ein ausgewachsener Wille im Lauf von zwölf Monaten hinunterschluckt, a) ein gerader, unverkümmerter Wille, b) ein in liebevolle Beziehungen verstrickter.

Oder ein Maschinchen (von jedem Besucher selbst

durch Druck auf einen Knopf zu bedienen), das sinnfällig machte, wie der Besucher aussieht und wie er — Druck auf den Knopf — aussehen müßte, wenn das Antlitz in der Tat Spiegel des Innern wäre. Oder eine Tabelle, die ersichtlich machte, welches Unmaß an Seelen- und Nervenkraft das reife Individuum tagtäglich verbraucht, um den Haderlumpen in sich zu bändigen. Nebst einer Zerlegung dieses erschütternden Vorgangs in seine Zwischenphasen. Oder eine Darstellung der langsamen, aber sicheren Abstumpfung, Lähmung, Ertaubung, nekrotischen Zersetzung des Gemüts durch die sogenannte glückliche Liebe, besonders wenn diese in der verhängnisvollen Form des Idylls auftritt. Oder: was ein grundehrlicher Mensch in vierundzwanzig Stunden zusammenlügt, a) in der Großstadt, b) in Orten unter hunderttausend Einwohnern.

Schade, daß die Ausstellung den Menschen nur zeigt, wie er leibt, und nicht, wie er seelt.

Doch auch halb, wie sie ist, ist sie sehr interessant, Ganz verlegen wird der Mensch, sich so durchschaut zu sehen, ganz kleinmütig macht ihn die Vorstellung, nichts zu sein, als lauter Mechanik und Chemie. Aber dann denkt er an die Haselnuß mit dem ohnmächtigen fünfzig Kilo Gewicht oder an den Kartoffelberg, den er in zwölf Monaten verschlingt oder an den rastlosen Fleiß seines Röhrensystems, an die unermüdliche Arbeit seines Inwen-

digen, auch wenn das Auswendige noch so faulenzt . . . und gleich ist er wieder arrogant.

Wer in diese Ausstellung geht, geht in sich. Und kommt nicht ohne ein erhebliches Mehr an Demut und Hochmut wieder heraus.

EREIGNIS: DER SCHLECHTE KLAVIERSPIELER spielt nach dem Abendessen den Gästen des Landhotels zum Tanz auf.

Die Gäste:

Immer dieselben Sachen. Ganz mechanisch hackt er sie herunter. Wie ein elektrisches Klavier. Grammophon wäre vorzuziehen. Warum sucht sich der Wirt keinen besseren Spieler? Der Pensionspreis ist hoch genug.

Der Wirt:

Ich werf' ihn hinaus. Hoffentlich bringe ich es übers Herz. Einen so billigen Klavierspieler finde ich so bald nicht wieder, man kann doch den alten Mann nicht auf die Straße setzen. Schließlich, im Takt spielt er, das genügt. Wo steht denn überhaupt geschrieben, daß ich Musik haben muß? Nächstes Jahr hebe ich Musikbeitrag ein.

Ein Tänzerpaar:

»Mit dir zu tanzen ist kein Vergnügen.« — »Warum tust du es?« — »Um nicht zu sehen, wie du gelangweilt dasitzest und durch die Nüstern gähnst.« — »Warum zwingst du mich dann, Abend für Abend herzukommen?« — »Natürlich! Wirf mir nur die »Opfer« vor, die du mir bringst.« — »Ach. ach, ach!« — »Und das geht nicht, daß du dem Klavierspieler nie was gibst.« — »Für die Musik?« — »Egal, der arme Kerl plagt sich die ganze Nacht für dein Vergnügen, kommt nie vor zwei Uhr früh nach

Hause zu Weib und Kind.« — »Nie vor zwei Uhr früh zu Weib und Kind? Der Mann muß mir was geben, nicht ich ihm.«

Der kleine Getränke-Zuträger:

Ach, wer das werden könnte! Das muß ein Leben sein! Von dem niederen Klaviersessel sieht man ihnen gut unter die Röcke, manchmal bis dorthin, wo der Strumpf aufhört. Tagsüber nichts zu tun, schlafen so lang man will! Und immer sitzen dürfen! Herrgott!

Die Frau des Klavierspielers:

Herrgott! Ich lebe ja schon nicht mehr vor lauter Angst. Zeitig soll er ins Bett, hat der Arzt gesagt, und das viele Sitzen ist gar schlecht für ihn. Dabei muß man noch zittern um den Posten. Im Herbst kündigt ihm der Wirt bestimmt. Was dann? Wer nimmt heutzutage solchen alten Kracher? Und was anderes als Klavierspielen kann er ja nicht. Freilich, das kann er! Zum Weinen schön.

Ein Künstler:

So weit kann es kommen mit unsereinem. Heute noch bei Hindemith, morgen schon bei »Ain't she sweet«. Wenn man den Alten fragte, was er ist, gewiß würde er gutgläubig und ohne Zögern antworten: Musiker. Recht hätte er. Darf sich doch jeder Mensch, nur weil er ist, und gleichgültig, wie

er ist, Ebenbild Gottes nennen. Glaube ist die sublimste Form der Lästerung.

Ich

bemitleide den Mann, wünsche, daß er bleibt und, da sein Spiel auf die Nerven geht, daß er wegkommt, geniere mich, seinethalben, ihm was auf die Tasse zu legen, und geniere mich, meinethalben, ihm nichts auf die Tasse zu legen, bin gereizt, daß er so schlecht spielt, und wäre froh, wenn ich so gut spielen könnte wie er, möchte wissen, auf welche Weise er zu dem Métier gekommen ist (obwohl ich zur Beantwortung dieser Frage auch selbst irgendwas, Gewöhnliches oder Abenteuerliches, ausdenken könnte, das meine Neugier dann genau so befriedigen würde wie die Wahrheit), er ist mir, von rechts betrachtet, ganz gleichgültig, Luft, von links: ein Vorwurf, eine brennende Frage, Beklemmung, ein entschiedenes tua res, ein dunkler Problemekomplex, ich stehe zu ihm einerseits gar nicht, andererseits ambivalent, multivalent, omnivalent, kurz nicht anders wie zu den meisten Phänomenen dieser üppig verwirrten Welt, dieses quadratrunden Lebens, welches, im großen wie im kleinen, eine so völlig unlösbare Aufgabe ist, daß der Gedanke an solche Unlösbarkeit dem Gedanken an den Faktor, der die ganze Anfgabe von der Tafel löscht, etwas Gutes und Freundliches gibt.

Der Kater auf dem Dach:

Jede Nacht dieses ohrenzerreißende, zerrissene Gewinsel. Es verjagt mir noch die süße Freundin. Daß sich die Menschen nicht schämen, ihrer Brunst so mißtönigen, gemeinen, sehnsuchtslosen, unmelodischen Ausdruck zu geben!

Das Klavier:

Das Opfer bin ich. Wahrhaftig, ich hätte Grund, verstimmt zu sein, auch wenn er nicht die Asche seiner Zigarette in meine zartbesaitete Brust würfe. Was für herrliche Musik schlummert in mir . . ; und bleibt unerlöst! Gibt es ein traurigeres Schicksal, als um seine eigenen Möglichkeiten, um sein höheres Ich, um allen reinen und großen Zweck, dem man dienen könnte, betrogen zu werden? Ein kleiner Trost nur, daß es den Instrumenten, deren Instrument wir sind und die sich »Mensch« heißen, nicht besser geht. Man spielt sie miserabel: so klingen sie falsch und häßlich.

Ein Novellist:

Dicke Brillengläser, das Haar strähnig, verwitterte Künstlermähne sozusagen, stumpfe Finger, doigts spatulés, die wie Vogelspinnenfüße über die Tasten kriechen. Ich will mir die Figur jedenfalls notieren. Diese Hände haben vielleicht einmal Bach geübt. Jetzt hacken sie Musik-Wurst. Stierer, blickloser Blick. Was fühlt der alte Mann? Haß. Trauer um

das verlorene Ideal. Schön, wie er der Klaviatur in die Zähne haut, gewissermaßen in den Rachen, der ihn verschlingt.

Der Klavierspieler:

Die Leber war sauer und zu fett. Geschieht mir recht, warum geh' ich nicht lieber zum Lampelwirt. Beim Heindl kann man sich die Seele aus dem Leib reden — machen sie die Zwiebel doch nicht anständig braun. Dienstag gibts Blutwurst. Was ist heute? Gestern war Donnerstag, ist heute Freitag. (Im Rhythmus von »Ain't she sweet«, das er eben spielt.) Ta Ta Ta — Tatarata Tata Ta — Ta Tata Tata Tata — Ta Ta Ta — die Leber war zu fett — und die Zwiebel war nicht braun — ich geh' nicht mehr zum Lampel — zum Lampelwirt.

NATURSCHILDERUNGEN, IN SCHÖNLITERARIscher Absicht, sind zwecklos. Wem Erde, Wasser, Stein, Pflanze, Tier — der Mensch gilt nur in seinen primitiven Erscheinungsformen als ordentliches Mitglied der Natur — nichts bedeuten, als was sie bedeuten, dem bedeutet auch ihre Spiegelung in Dichters Auge nichts. Wer hingegen die sogenannte Naturliebe hat, dem sinken schon einfache Worte wie: Berg, Baum, See, auch ohne angehängtes Gewicht dichterischer Beschreibung, tief ins Gefühl, die schlichte Aussage etwa: »der Mond scheint« löst sich von selber, ohne daß der Rührlöffel des Poeten helfen müßte, in der Phantasie des Empfänglichen, sättigt sie mit gemäßen Vorstellungen und Bildern, durchfärbt das Herz mit Mondfarbe wie ein Kristall Hypermangan das Wasser mit Rotem.

Im hier erzählten Fall ist aber etwas Naturschilderung, aus einem Grund, der sich noch ergeben wird, notwendig. Es handelt sich um ein Wäldchen, sommerlich aufgetan, ein dichtes Gemenge von Laub- und Nadelbäumen, mit Bergen rechts wie links als nahen Seitenkulissen, und abgeschlossen von einem Bach, der, aus der Höhe kommend, in seinem unteren Lauf, besonders wenn es längere Zeit geregnet hat, sich mit Welle und Rauschen als Strom gebärdet. Am anderen Ende beschließt den zauberisch freundlichen Wald ein Zaun. Hinter ihm ist ein Garten, im Garten ein Haus. Und in einem Zimmer dieses Hauses liegt ein Mensch, mit

Augen, deren Blau weiß ist vor Entsetzen, auf die Herren starrend, die ihre Vorbereitungen treffen zum Kommenden. Die Herren sind Ärzte. »Es dauert ein paar Minuten und tut nicht gar so weh«, sagen die Ärzte. Es dauerte drei Stunden und tat so weh, daß es noch weh tut und dem, der es mitempfand, weh tun wird bis ans Ende all seines Wohls und Wehs.

Mit-Leid, das nichts tun kann als sich bekennen, ist so quälend für den, der es hat, wie wertlos für den, dem es gilt. Also ist es klüger, nicht dabei zu sein, sondern in den Wald zu flüchten.

Ein schöner Wald, heimlich und schattentief. Smaragdnes Märchengrün füllt ihn ganz, durchrieselt von goldnem Schimmer, wie ihn das Blätternetz der Bäume aus der Sonne filtert. Es riecht nach heißem Holz, Nadelextrakt, mild-scharfen ätherischen Ölen. Geschäftigkeit kleiner Lebewesen spinnt ein hauchzartes Tongewebe um die Stille, mehr ihr zum Schutz als zur Störung, Vogelstimmen knüpfen Knoten und Schleifen in das Gespinst.

Noch ein Laut mengt sich in den Chor. Er kommt aus dem Hause hinterm Gartenzaun. Ein Mensch schreit dort. Es ist ein langer, langer, jammervoller Schrei, ein Schrei gemarterter Kreatur, ein Schrei, wie ihn das Unerträgliche dem, der es tragen muß, erpreßt, ein Schrei um Hilfe, um Erbarmen, um ein Ende. Plötzlich verstummt er, setzt plötzlich

wieder an, gell und hoch, wird schwächer, nur noch ein Wimmern. Sekundenlange Stille. Dann beginnt es wieder, das entsetzliche, klagende, Welt und Leben, daß sie sind, anklagende Schreien. Messerscharf schneidet es durch die Luft.

Durch die weiche, grüngoldne Luft im sommerfrohen Walde. Wärme und Wohlgeruch, Blumen und Schmetterlinge, Blätterrauschen und das leise Zittern der Gräser unterm Gekraule von Millionen winziger Beinchen. Wie ein braves Kind spielt die Natur, sich selbst überlassen, Lärm vermeidend, um den guten Vater, der vielleicht schläft oder arbeitet, nicht zu stören.

Nur der Gemarterte dort im Krankenzimmer kennt keine Rücksicht. Er schreit. Laut und gellend, immer wieder, mit der letzten Kraft seines Körpers und seiner Seele, die sich schon langsam lösen voneinander. Feuer legt solcher Schrei an die Natur. Versengt er nicht Baum und Blatt? Hält der Wind nicht den Atem an vor Bangigkeit? Erschrickt nicht das brave Kind und läßt seine Spiele? Wacht der Vater nicht auf? Gibt dieser Schrei nicht das Zeichen, vor dem der schöne Zauber ringsum sich als fauler Zauber offenbaren muß, die Maske des Lichts abfällt von der Finsternis, das Frohe, Bunte, Blühende im Nu verdorrt, grau und leer hinsinkt wie Kundrys Garten?

Am Wald-Ende, wo das Bachwässerchen schon als

wildes Gewässer die Steine scheuert, dort ist das Jammern nicht hörbar. Aber nichts hilft es, sich zu verkriechen vor dem Wehklagen, vor dem erbarmungslosen Schrei um Erbarmen. Eine Macht, stärker als Furcht und Mitleid, zwingt dazu, sich ihm zu stellen. Es gibt nichts außer ihm. Gegen solchen Naturlaut schützt keine Natur.

Längst ist er verstummt. Und steht doch noch in der Luft wie ein erstarrtes Sausen der Peitsche, unter der alles Leben lebt.

Der Wald duftet nach Harz, Zyklamen, nasser Erde. Er atmet, sommerlich beglückt, tief und ruhig, lädt schmeichelnd ein, mitzuatmen.

Vierundzwanzig Stunden, nachdem der Mensch für ewig zu schreien aufgehört hatte, ging ein Gewitter nieder. Der Donner schlug trocken, kurz, beinhart, als klopfte eine Knochenhand an Holz. Doch klang das gewiß nur in der Stimmung des Augenblicks so. Was bedeutet ein Mensch, lebend oder sterbend, der unendlichen Natur? Nichts. Trotzdem beziehen wir sie gern als interessierte Mitspielerin ein in unsere Possen und Tragödien, verwenden sie zur reicheren Ausstattung der Szene, in die wir unsere Freude und unser Elend setzen.

VOR EINEM JAHR. ES GRÜNTE UND BLÜHTE sommerzeitgemäß. Erde und Himmel lächelten einander versöhnlich zu, neu gerichtet und gefirnißt standen die Kulissen des ewigen Spiels, nun aufs beste dienend ihrer Aufgabe, Täuschung zu üben und zu verdecken, was dahinter ist. Ein schöner, schöner Tag, erfüllt von Licht und Wärme! In solcher Wärme dehnen sich, dem Naturgesetz der Körper folgend, auch die Gefühle aus. Der Mensch wird zu innerst angenehm rund und gespannt, wie aufgeblasen von einer zauberischen Materie, die, leichter als Luft, ihn sanft vom Boden hebt. Wunschloses Verlangen durchdringt ihn ganz, seine Seele sättigt sich an ihrem Hunger.

Ein glücklicher, freudevoller Tag. Luft, Licht, Landschaft: Alles war Schmeichelei und Bejahung. Der kleine Hund schoß über die Wiese, explodierte gleichsam in der Richtung seines Laufs, närrisch vor Lebenslust, und höhnte, was mit Wurzeln festgebunden war. Es roch nach tausend guten Dingen, nach Grün und erdigen Säften und gekochtem Holz. Das Leben atmete ruhig, jedes Teilchen lag weich und sicher im Ganzen wie das Kindlein in der Wiege, alles, was war, kündigte an, was kommen würde, ja, schien heiligste Bürgschaft zu geben, daß es kommen müsse.

Wer dachte da ans Sterben? Am allerwenigsten die Frau, mit dem Freund durch den geliebten kleinen Garten schlendernd. Ruhelos lief ihr Auge über Haus

und See und Wiese, nur ja keinen Zug, keine Linie des vertrauten Bildes ungestreichelt zu lassen, wie einem geliebten Menschen übers Haar, streifte ihre Hand über das Laub der Bäume. Ihr Herz fühlte: Leben! Und fühlte es als grenzenlosen Reichtum, der Lust machte, zu verschwenden. Aber wie bettelarm war sie schon, wie nahe dem Nichts! Sie ging durch den Garten und freute sich, daß sie da ging und da gehen werde, heute, morgen, immer wieder . . . und ahnte nicht, daß sie mit jedem Schritt Abschied nahm von der Erde, die ihr Fuß berührte, mit jedem Blick sich für alle Ewigkeit loslöste von dem Geschauten, mit jedem leisen Anstreifen an Strauch und Baum ihnen Lebewohl sagte auf immer. Unübersehbar tief und dicht stand die Fülle kommender Tage. Und war doch alles nur perspektivischer Trug. Viele Morgen schien ihr Heute noch zu bergen. Und barg doch nur Qual und Ende. Sie machte Pläne, sorgte um die Zukunft . . . die schon faulte im Mutterschoß. Wie arglos tat das lichte Leben, als dächte es nicht daran, sie zu verlassen. Kummer, Freuden, Hoffnungen, Befürchtungen, der ganze Mückenschwarm der »Lebensfragen« summte um ihr todverfallenes Herz und Haupt. Sie sprach von nächster Zeit, und wußte nicht, daß sie keine mehr hatte. Ein schöner Sommer käme jetzt, mit viel Sonne, ganz gewiß, die Wetterkunde und der Nachbar-Bauer verhießen ihn — er kam auch wirk-

lich, Juli, August, September waren zauberisch, und viele Stunden brannte die Sonne auf das Grab — hinter dem Sommer aber warteten schon Herbst und Winter mit ach so wichtigen Problemen! »Übers Jahr, lieber Freund, wird alles anders sein, und besser.« Dann ging sie, vom letzten Spaziergang, ins Haus. Ein friedevolles Sommermittagslüftchen drückte sacht die Türe zu.

Erst ein Jahr, schon ein Jahr! Es grünt und blüht zeitgemäß, auch auf Gräbern. Vielleicht wird ein guter, warmer Sommer. Die Menschen gehen spazieren und machen Pläne für morgen. Einige auch, traurige, kummervolle Narren, für gestern!

AM ÄUSSERSTEN ENDE DER STADT, WO SIE das schon eigentlich gar nicht mehr ist, ragt die hohe Halle, in der man Filme dreht. Ringsum, weithin gebreitet, Sand- und Wiesenflächen, in der Ferne eine Schnur dünner Bäumchen: Waldanfang und Ende des Kino-Hoheitsgebiets.

Es ist knapp vor Vorfrühling, grau und kühl, Nebel, schlecht geballt wie ein mangelhaftes Theaterstück, kann sich nicht entscheiden, ob er Luft oder Wasser werden will, der verdrossene Tag bleibt im Nachtgewand, um ein Uhr ist es noch Morgen- oder schon Abenddämmerung . . . also zu Freilichtaufnahmen just das unrechte Wetter. Deshalb stehen auch die Schlösser und Kirchen, die Gäßchen aus verschiedenen Jahrhunderten, die Marktplätze und Burghöfe, die Hütten, Paläste und Häuser verlassen da. Eine Welt, die von ihrer Maske das Gesicht fallen ließ. Kein Leben in der wunderlichen Stadt, die aussieht wie versunken auf den Boden eines abgelassenen Meeres, niemand wohnt in ihr, nur in den öden Fensterhöhlen, wenn man sich der zugehörigen Filme erinnert, das Grauen.

Die Halle hingegen ist groß, belebt von verwirrender, farbiger Geschäftigkeit. Wer sie zum erstenmal durchwandelt, glaubt sich im magischen Bezirk. Reges Walpurgisnachtleben, Geschrei, Musik, Blitz und Donner, Erscheinungen, prominente sowie auch nackte, Zischen blauweißer Flammen, Larven, Le-

muren und Regisseure, Gespenster im Tageslicht, Tagwesen im Gespensterlicht.

Solchem ersten mächtigen Eindruck folgt bald ein zweiter, noch viel mächtigerer. Großartig, die Seele des Betrachters mit Bangigkeit füllend, offenbart es sich: das Mißverhältnis. Das Mißverhältnis zwischen dem ungeheuren Aufwand an Mühe, Geld, Zeit, Nerven- und Muskelkräften, an Menschen, Maschinen, Scharf- und Schwachsinn, Geduld, Leidenschaft, Energien jeglicher Art, Schweiß jeglicher Provenienz — und dem, was dieser Aufwand hervorbringt.

Zum Beispiel steigt eben eine maskierte Dame im Revuekostüm die Freitreppe hinab, indes rechts und links von dieser Treppe auf wellenblau bemalten, Woge vortäuschenden Schaukeln, je dreißig nackte Jünglinge, die mit sehnsüchtigen Armen nach der Maskierten langen, rheintöchterhaft hin- und herbewegt werden. Vom hohen Gerüst lugt der Regisseur, und sein Donnerwort aus dem Megaphon beschwört die Rheinsöhne, doch größere Bewegungen zu machen. Ach, wird das hübsch sein, schwarz auf weiß, mit etwas Hebriden-Ouvertüre! Der Regisseur sah, mit bewegten Sinnen, durch eine kleine optische Linse auf die bewegten Jünglinge. Die Linse zähmte das grausame Quecksilberlicht »und war aus blauem Glase«, wie es in der schönsten Strophe der noch immer nicht verfilmten Frau Wirtin von der Lahn heißt.

Die Jünglinge, nackt bis zum Gürtel (von oben an gerechnet) und im übrigen nicht sichtbar, Herren ohne Unterleib, wogten mit Ambition.

Und indes die Szene sechs-, siebenmal wiederholt wurde, die Maskierte treppabwärts schwebte, die entkleidete Brüderschaft mit großen Bewegungen nach ihr schmachtete, ein wirkliches Orchester wirkliches Orchester markierte, in Logen ringsum Damen und Kavaliere, die Gesichter erstarrt in Schminke, furchtbar lächelten, im angedeuteten Parkett Statisterie der niedersten Rangklasse (welche in der Kinosprache sehr fein: »Atmosphäre« heißt) heftiges Zusehen vortäuschte, und das Ganze ununterbrochen wahnsinnig viel Geld kostete . . . löste sich aus dem Gefühl des Betrachters Zärtliches, flog fort mit dem Auftrag: wenn du ein Theater siehst, sag' ich laß es grüßen! Eine Liebeserklärung dem alten, braven, kümmerlichen Theater, wo ein paar Menschen, nur indem sie miteinander Worte tauschen, Welt und Schicksal vormachen, wo man Bauten baut aus Luft und Geist, Architekturen, in denen das ganze Leben Platz hat und der ganze Tod.

Doch das sind Sentimentalitäten. Und überdies trifft's nur im Idealfall zu.

Unter den Tagwesen im Gespensterlicht fallen zwei Gruppen angenehmst auf: die Musiker, Klavier und Geige, welche, Sanitäter der Filmtruppe, den

Kinospielern Musik eingeben, damit sie nicht schwach werden, ihnen so hinweghelfend über das Leere. Denn in Musik eingetaucht verlieren die Situationen an Nüchternheit, wie die Körper im Wasser an Gewicht . . . Und dann und vor allem: die Elektrotechniker. Überaus sympathische Menschen, mittendrin und doch ganz abseits, nur mit ihren tierhaft-unheimlichen Apparaten beschäftigt, brave Kanoniere an den furchtbaren Lichtgeschützen, die eigentliche, wirkende Kraft des Ganzen — und doch ganz schuldlos an ihm! Weshalb sie auch, reine Seelen, lange weiße Kittel tragen.

Draußen, im romantischen Gelände, ist es finster geworden. Noch verlassener ruhen jetzt die Schlösser, die Höfe, die Gäßchen aus vielen Jahrhunderten, versinkend in den trüben Abendhimmel. Diese zerbröckelnden Burgen, das waren, wie sie noch neu waren, Ruinen. Jetzt sind es ruinierte Ruinen. Sonderbarer Anblick: der echte Zahn der Zeit den falschen benagend, künstliche Verwitterung, die echt verwittert. Wie schaurig!

Aber einen wundervollen Kinderspielplatz gäbe das romantische Gelände mit seiner vielgestaltigen Phantasiekulisse.

Großartig sieht das alles aus; und gering. Bezwingend; und kläglich. Kaum erschaffen; und schon längst gewesen. Fossiles Heute! Geister von Millionen Rentenmark umschweben es klagend.

DER DIALOG IST ES, DER SÄMTLICHE PROSA-dramen der Weltliteratur in den Bezirk des Unwahrscheinlichen, in das Reich der Täuschungen entrückt, indem er nämlich auf der Fiktion fußt, daß die Menschen einander ausreden lassen. Wo gibt es das im Leben? Wo gibt es Gespräche, und gar solche zwischen Mann und Frau, in denen zugehört, der Einwurf beachtet, Argument gegen Argument gesetzt, der Frage die sie deckende Antwort erteilt wird? Zwiegespräche mit geordnetem Hin und Wider, wie sie auf der Schaubühne geredet werden, sind eine überwirkliche Konstruktion. Da kann man schon ebensogut die Leute in Versen sprechen, oder, was sie zu sagen haben, singen lassen.

Strindberg, der rachsüchtige Dulder, wußte um die innere Formalunwahrscheinlichkeit sogar des Streitgesprächs. Er einzig und allein schrieb Dialoge als das, was sie wirklich sind: als Versuch zweier tönender Substanzen, zu gleicher Zeit auf demselben Platz zu sein. Was eben wider die Naturgesetze verstößt. In gewissem Sinn tut dies ja auch das friedvoll-gütige Gespräch, das sich ebenfalls als Bemühen zweier Parallelen darstellt, einander den Weg abzuschneiden.

*

Es ist auch gewiß eine Komponente der Beliebtheit, deren sich die Stücke der Klassiker erfreuen, ein Grund der erhebenden, erlösenden Wirkung, die

sie üben: daß in ihnen der Mensch ausführlich zu Worte kommt. Jeder redet so lange und soviel und so weitläufig, wie er will; die anderen verlassen inzwischen die Bühne, oder sie stehen schweigend, heben den rechten, heben den linken Arm, treten einen Schritt vor oder einen zurück, und wenn es ihnen gar zu arg wird, recken sie das Haupt zum Himmel, mit dem Kinn gegen die Götter polemisierend.

*

Schauspieler stecken so tief im Metier, daß sie selbst das, was sie sind, scheinen wollen. Sie tragen auch die Haut, aus der sie nicht fahren können, als Kostüm.

*

Der Mensch sieht gerne zu. Er liebt es, daß was geschieht. Diese Schwäche nützt das Theater aus, befriedigt eine Neugier, die es nicht erst wecken muß. Wochen-, monatelang weigert das gemeine Leben unserm Zuschau-Hunger das Futter. Auf der Straße wie im Zimmer. Kein Pferd stürzt, kein Auto fährt in den Laternenpfahl, kein Irrsinniger zieht sich nackt aus und schreit: Es lebe der Kaiser!, keine Frau haut auf der Promenade ihrem Mann eine herunter, indes die Dame, die er am Arm führte, in Ohnmacht fällt. Und zu Hause? Niemand kommt überraschend, läutet's zu ungewohnter Stunde, ist es der Gaskassierer oder eine

Sammelbüchse, keine süße Nachbarin erscheint im Nachthemd, streichholzbedürftig, und gibt an, man nenne sie nur Mimi. Nichts geschieht. Und wir müßten elend darben, wenn wir nicht das Theater hätten. Dort bekommen wir etliches Erleben, wenn auch nicht zu eigen, so doch geliehen. Um relativ weniges Geld. Wir schmachten nach Vorfällen: da haben wir sie, gedrängt und geordnet. Da tut uns der Nebenmensch den Gefallen, sich was widerfahren zu lassen. Da entgleist der Wagen ganz zuverlässig, da artet das Gespräch bestimmt zum Dialog aus, und wenn es läutet, ist es nicht der Gasmann, sondern das Schicksal. Etwas gekräftigt immerhin wandern wir aus dieser Oase, wo das Geschehen blüht, wieder hinaus in die Wüste, wo das Leben in Sand verrinnt.

*

Kunst ist das Feuer, in welches getan vom privaten Erlebnis das Private wegschmilzt. Manchmal bleibt dann freilich gar nichts mehr übrig.

*

Wie erklärt es sich, daß auf der Bühne die Realität (unverändert ins Spiel hineingetan) einen Zauber ausübt, der ihr außerhalb der Bühne ganz abgeht? Daß die vorgetäuschte Wirklichkeit mehr Eindrucksgewicht hat als die faktische?

Auf der Szene, die den Eingang zu einer Bahnhofshalle imaginierte, stand der Schauspieler — der

Theaterzettel nannte nicht einmal seinen Namen —, den Mann darstellend, der die Billetts durchzwickt. Er stand nur da und sprach kein Wort und zwickte, und ich hätte ihm stundenlang stehen und zwicken zusehen können, indes der wirkliche Bahnbedienstete vor der wirklichen Bahnhofshalle doch niemals meine besondere Aufmerksamkeit erregt hat. Ich dachte im Theater etwa: »Ein Mensch in Funktion, was für ein reizvolles Schauspiel! Sonderbare Beschäftigung, immerzu Billetts durchzwicken! Wie viele hat er schon eingelocht in seinem Leben? So eine Zange mag wohl Jahrhunderte halten. Wenn er plötzlich das ganze Zeug hinwürfe und erklärte, die ewige Billettzwickerei sei ihm zum Kotzen? Wie sieht's bei ihm zu Hause aus? Schade, jetzt tritt er ab von der Szene.«

Woher also kommt es, daß eine Theaterkopie des Lebens (ohne jeden Zusatz von» Kunst«) größeren Anteil wecken kann als das Leben selbst? Von der Verengung des Blickfeldes vermutlich. Und daher, daß auf der Bühne der Mensch zur Figur entartet. Und daher wohl auch, daß die Szene an sich schon als Strahlwerfer wirkt, der einzelnes aus dem chaotisch durcheinanderfließenden Nebel der Erscheinungen herausreißt und abgrenzt.

Aber warum der wirkliche Billettzwicker, mit dem ich ja gegebenenfalls zu tun habe, der mich unmittelbar und persönlich angeht, warum dieser

meine Aufmerksamkeit weniger in Anspruch nimmt und aus meinem Hirn weniger assoziierte Vorstellungen hervorlockt als der Schauspieler, der auf der Bühne den Billettdurchzwicker nur vortäuscht, das bleibt doch ein Rätsel.

*

Das Drama sammelt Menschen, wie das Kind Käfer. Es beobachtet sie, kitzelt sie, entfaltet sie, quält sie, spießt sie auf. Anschauungsunterricht. Er befriedigt unsere Neugier, unseren Willenstrieb, unser Naturgefühl. Und vor allem unsere Grausamkeit.

»DER TEISINGER« IST GESTORBEN, EHEMALIger Feldmarschall der k. u. k. Armee, gehaßt und gefürchtet von allen, die den Krieg haßten und fürchteten.

Der Teisinger hatte das Amt, zu einer Zeit, da alles verwenbdare Menschenmaterial schon für die Front aufgebraucht war, aus den übriggebliebenen Hinterlandsmännern — dem »Bruch«, wie die Wiener das nannten — noch ein paarmal hunderttausend Feldsoldaten herauszupressen. Von einem devoten Arzt begleitet, erschien er in Kanzleien, Spitälern, Ämtern oder wo sonst immer mindertaugliche Militärpersonen ihrem vertrottelten Dienst oblagen und erklärte einen Teil der rudelweise vor ihn getriebenen schlotternden Individuen für tauglich. Er verließ sich dabei mehr auf seinen Geschmack als auf irgendwelche ärztliche Gutachten. Übrigens dürfte der Arzt, der als gut abgerichteter Jagdhund mit dem Teisinger auf die Pirsch ging, ihm wenig Scherereien gemacht haben. Die beiden arbeiteten klaglos miteinander und apportierten so dem allerhöchsten Kriegsdienst gut ihre 200000 Stück Mensch.

Die Orders, mit denen der Feldmarschalleutnant seine Opfer in den Schützengraben sandte, trugen ein lateinisches T. Das war die Abkürzung für Teisinger. Oder auch für: Tod.

Die volle Verantwortung dafür, daß unter den zweimalhunderttausend so viel krüpplige, bresthafte, von

Krankheit zerfressene Exemplare waren, nahm der Teisinger auf seine Generalskappe.

Als aber der ganze Dreck- und Bluthaufen zusammenbrach, und die zurückgestaute Liebe der Bevölkerung für die Herren Offiziere sich elementar entlud, da nahm der Teisinger seine Generalskappe ab. Und mit ihr selbstverständlich auch die Verantwortung, die er auf sie genommen hatte.

Er habe, sagte er, nur die strikten Befehle seiner vorgesetzten Behörde ausgeführt.

Nun, das mag so und der Teisinger nur ein gehorsamer Diener gewesen sein, ein stumpfer, urteilsloser, fleißiger Gehilfe in der Großmetzgerei des Krieges. Daß er mit solcher Passion bei der Sache war, so innerlich freud- und friedevoll dem harten Geschäft oblag, daß ihm in dem Dunst von Seelenqual, Schweiß, Todesangst so ganz besonders fidel zumute ward, daß er so heiter-beflissen die Rolle des Unheilands spielte, der die Lahmen aufstehen und (in die Schützengräben) gehen hieß, die Blinden (den Einrückungsbefehl) sehend und die Tauben (ihr Todesurteil) hörend machte—mein Gott, er hatte halt auch seine Launen und Neigungen, der Teisinger. Nun ist er tot. Und die himmlischen Heerscharen werden wohl den Mann gebührend empfangen, der ihre Kaders so unermüdlich aufgefüllt hat.

Kurz vor seinem Tode stand er vor einer Kommission, die Kriegsverbrechen untersuchte, und als er gestor-

ben war, hielt ihm der Chef dieser Kommission einen Nachruf, der lehrte, daß der für schlimm erachtete General ein sentimentaler braver Mann gewesen, schonungsvoll und gütig und weichen Herzens.

So hatte er zum Beispiel die Marotte, sich von seinem ärztlichen Musterungskommis dessen medizinische Meinung über die zur Beschau vorgeführten Objekte ins Ohr flüstern zu lassen. Das »frontdiensttauglich« diktierte der General dann ganz laut dem Schriftführer in die Feder.

Was bezweckte der Teisinger mit solchem Geflüster? Der Chef jener Untersuchungskommission klärte darüber auf:

»Das ihm zur Last gelegte Flüstern mit dem Arzt verfolgte den Zweck, die Erschienenen durch Konstatierung ihres bei der Untersuchung zutage getretenen Gebrechens oder Leidens nicht zu Hypochondern zu machen.«

Ja, das war es. Der Teisinger wollte nicht, daß die Schützengrabenkandidaten hypochondrisch würden, wenn sie hörten, ihre Gesundheit sei zu zart für das rauhe Kriegshandwerk.

Der Offizier, der den Mann prügelte und bis aufs Blut sekkierte, tat es nur, um ihn abzulenken von Gedanken an Heimat und Friede, die seine Seele mit Gefahr der Melancholie hätten bedrohen können.

Die Generalität, die den Italienern knapp vor Torschluß 300000 Gefangene überließ, tat es, um diesen

500 000 eine bessere Ernährung zu sichern, als sie ihnen daheim zuteil geworden wäre.

Der Kommandant, der seine Truppen in einen nutzlosen Tod trieb, handelte so, um ihnen die Fülle der Enttäuschungen, die ihrer sonst auf dieser schlechtesten aller Welten geharrt hätten, zu ersparen.

Der Arzt, der die Soldaten schund und marterte, tat es, um nicht den quälenden Gedanken in ihnen aufkommen zu lassen, ihre Gesundheit sei so gebrechlich, daß sie mit Glacéhandschuhen angefaßt werden müßten.

Der Auditor, der die Leute hängen ließ, wollte sie nur endgültig aus dem Bereich der kriegerischen Gefahrenzone bringen.

Und der Teisinger flüsterte wegen der Hypochondrie.

Es sind auch tatsächlich, dank solchen Zartsinns, wenig Selbstmorde infolge amtlich festgestellter Frontdienstuntauglichkeit vorgekommen.

Hingegen klingt der Jubel derjenigen, die laut, ohne jede Flüsterei, für schützengrabenfähig erklärt wurden, noch heute in aller Herzen nach.

EIN HELDENLEBEN

(aus großer Zeit)

BREITWIESER IST VON DER POLIZEI ERSCHOSSEN worden.

Niemals mehr wird der Schreckruf ertönen: »Breitwieser, Johann Breitwieser, hat seine Freiheit wieder!« Die Schauer, von denen das Rückenmark in diesen unsicheren Zeiten durchlaufen wird, sind um einen vermindert.

Breitwieser war unser tüchtigſter, energischster, erfolgreichster Einbrecher. Wir hatten keinen besseren. Von ihm hieß es: Er kommt, sieht, nimmt. Er war Anhänger der reinsten Annexions- und Enteignungspolitik. Vor dem Schwung seiner Offensive bestand kein Grenzschutz der Habe. Eiserne Kassen, Festungen des Besitzes, knackte er, wie der Feldherr Antwerpen knackte oder Nowo-Georgiewsk.

Er war wandelnde Lebensgefahr. Die bedrohlichste, seit es keine Musterungskommissionen mehr gibt. Er machte auf der Walstatt keine Gefangenen und gab keinen Pardon. Verräter oder des Verrates Verdächtige erledigte er in kurzem Prozeß wie ein kaiserliches Feldgericht. Niemals ergab er sich. War die Übermacht noch so groß, er schlug sich durch, zu den Seinen. Der Geist siegte über die Materie.

Im Schießwesen war er vorzüglich ausgebildet und hätte längst die rote Troddel verdient, die den Brustkorb des treffsicheren österreichischen Kriegsmanns schmückte. Mit seiner Munition sparte er, ließ den

Feind herankommen und schoß erst, bis er scharf zielen konnte. Seine Hand zitterte so wenig wie sein Herz. Sein Revolver war immer geputzt, eingefettet, schußfertig. Nie trennte er sich freiwillig von der treuen Waffe. Mußte er sie entbehren, griff er zum Messer. Fehlte auch dieses, brauchte er seine Zähne. Genau im Sinne des militärischen Dienstreglements, 2. Teil, wo es vom »Nahkampf« handelt.

Welch ein Kriegsmann! In Gefangenschaft verriet und verleugnete er sich nicht. Kein Zwang brach ihn. Nur der Gedanke, frei zu werden und zum dritten, vierten und fünften Male ins Feld seiner Ehre zu ziehen, beherrschte Träumen und Wachen dieses Ich-Patrioten. Stundenlang marschierte er in seiner Zelle auf und ab, zum Takt des Liedes: »Die Vöglein im Walde, die singen, ach, so wunder-, wunderschön.« Und sein Herz schwoll von Kampfwut und Groll gegen die Feinde und Ruhmbegierde. Und immer wieder glückte ihm waghalsige Flucht. Daß ihm hiebei von Bewunderern seines Heroentums opferfreudig Hilfe zuteil ward, ist nicht weiter erstaunlich. Reizte doch Breitwiesers entschlossene Person, von allen kriegerischen Tugenden umschimmert, naturgemäß auch zur Betätigung romantischer Kameradschaft. Obschon ihm nicht annähernd die Tötung so vieler Landsleute gelang, wie etwa einem mittleren General, genoß er doch Heldenpopulari-

tät, und die Frauen zitterten vor wonnigem Schreck beim Gedanken an den siebenundzwanzigjährigen Jüngling, diesem echtesten Sohn einer großen Zeit. Die Behörden setzten Preise auf seinen Kopf, der heimatliche Galgen stürzte sich in Unkosten, um den wertvollen Bissen zu ergattern. Aber der Tapfere ließ die Scholle nicht. Niemals hat er Versuche gemacht, das Ausland zu erreichen. In zäher Treue hing er am Vaterland. Dort waren die Wurzeln seiner Kraft.

In der großen Kampagne focht er während einiger Monate unter Habsburgs Fahnen. Obschon er nicht nur physisch, sondern auch seelisch durchaus tauglich für das edle Kriegshandwerk, und seinen Talenten, Eignungen und Tugenden die steilste militärische Karrière sicher war, litt es ihn doch nicht bei dem Tötungsgeschäft. Seine Menschenwürde empörte sich gegen das Vertierte der Schützengraben-Existenz wie gegen die maschinelle Massenmetzelei. Und das Lügnerische der offiziellen Kriegsethik erfüllte sein redliches Einbrecherherz mit bitterstem Abscheu. So beschloß er, dem häßlichen Beruf trotz allem winkenden Lorbeer zu entsagen. Kraft seiner überlegenen Intelligenz wurde es ihm leicht, schwachsinnig zu erscheinen und — da er als Mannschaftsperson für die höhere Führung nicht in Betracht kam — nach Hause geschickt zu werden.

Daheim verrichtete er nun neuerdings Wunder der Tapferkeit, hieb und schoß sich aus verzweifelten Situationen immer wieder heraus und schlug, den Vorteil der inneren Linie nützend, alle konzentrisch angesetzten Stürme der Feinde — die gegen ihn unter den gleichen ideellen Vorwänden kämpften wie die Großmächte widereinander: Gerechtigkeit, Sicherung der Welt gegen Mord, Einbruch und Gewalt — nie erlahmend zurück.

Die Polizei war stets im Ungewissen, wo er sich aufhalte, was er plane. Indes sie ihn schon zu fahnden glaubte, ruhte sein Haupt wohlbehütet im Schoß einer heldenverehrenden Frau. Indes sie ihn zerknickt und angstfiebernd wähnte, stand er vor dem Spiegel, Hand im Westenausschnitt, und sprach: »Bin's, den alle Häscher suchen.«

Schließlich fiel er auf der »Schmelz«, dem Schauplatz zahlreicher Manöversiege der österreichischen bewaffneten Macht, nach erbittertem Widerstand in Gefangenschaft. Dieses Treffen vom 6. April 1918 wird, obgleich es schlecht ausging, stets ein Ruhmesblatt im Heldenbuche der Wiener Einbrecher bilden.

Im Dezember des gleichen Jahres hatte sich Breitwieser seine Freiheit neuerdings tollkühn zurückerobert.

Doch ein paar Monate später geriet er vor die Pistolen der Wachleute und ging zu Gott ein, als Einbrecher und brav.

Dem irdischen Richter war er so entzogen. Und der himmlische? Da hat er Chance, der junge Held. Vor den ewigen Richter kommt er nach alphabetischer Ordnung hinter Berchtold. Da wird sein Sündenpäckchen wohl federleicht wiegen.

»Breitwieser, du hast dich vergangen wider Leben und Eigentum deines Nächsten!«

»Herr, wie konnte ich glauben, daß dir an deren Schonung etwas gelegen sei? Hätte sonst deine Allmächtigkeit vier Jahre lang . . .?«

Worauf Gott unverzüglich eine Disziplinarstrafe über die unsterbliche arme Seele verhängen, aber sie dann ins Paradies laufen lassen wird, wo die Polizisten Palmwedel haben und die Einbrecher Maschinengewehre.

DA BIN ICH NUN IN DER FREMDEN STADT, deren Namen nichts zur Sache tut. Sie ist schon lange Zeit vorhanden, viele Male hat sie sich um die Achse der Erde gedreht und mit ihr um die Sonne, vorausgesetzt, daß diese unwahrscheinlichen Drehungen wirklich stattfinden, viel Welt- und Lokalgeschichte ist, keineswegs spurlos, über sie hinweggegangen, ihr Gesicht und Ton haben oft gewechselt, konsequent hielt sie nur am Klima und an der geographischen Lage fest.

Im wesentlichen besteht die Stadt aus Häusern, ja dies ist es geradezu, was sie zur Stadt macht, denn wären nicht Häuser die Mehrheit, sondern etwa Bäume, Wasser, Felsgestein oder Äcker, so hieße sie Natur und hätte auf der Landkarte keinen schwarzen Kreis mit Punkt darin. Die Häuser, zu Zeilen gereiht, bilden Straßen, in welchen sogenannter Verkehr wogt oder pulst, und sind durch lot- und wagerechte Mauern in Hohlwürfel geteilt, typisch für den menschlichen Nestbau. Es ist eine fremde Stadt, doch geht es in ihr, das hat man bald heraus, so zu wie in andern auch. Über die hier Lebenden ist — als Folge des Phänomens: Stadt — dichtes Nebeneinander verhängt, in dem sie sich zurechtfinden vermittelst gewisser Konventionen, wie sie überall, wo gezähmte Menschen hausen, in Geltung sind. Furcht, Berechnung, Polizei, sowie, nicht zu vergessen, das Sittengesetz, das jedermann im Busen wohnt, regeln dieses

Gedränge der Körper, Geister, Triebe und Interessen. Die Stadtbewohner haben Beschäftigungen, die einander einerseits ergänzen, andererseits aufheben, oder sich zumindest kürzen ließen, wie die durch Gleiches teilbaren Zahlen eines Bruchs; doch findet solche Kürzung, kraft eines stillschweigenden Paktes zwischen denen, die die Macht haben, nicht statt, die Bedürfnisse tun den Befriedigungen den Gefallen, da zu sein, und eine Überflüssigkeit wäscht die andere. In jedem besseren Haus nistet ein Advokat oder Arzt und hat, ganz wie bei uns daheim, sein liebes kleines Schildchen am Tor, gewiß auch liegen in den Wartezimmern verstunkene alte Witzblätter auf und Badeort-Prospekte. Die Friseure stellen Wachsköpfe mit Perücken ins Schaufenster, die Metzger Würste, die Buchhandlungen aufregende Weltliteratur, in den Schulzimmern hängen Landkarten an der Wand, in den Küchen Geschirr, in den Kontors Abreißkalender, in den Musikzimmern die Beethoven-Maske, in der Stube des schlechten Mädchens eine Strohmatte mit Ansichtskarten, auf den Straßen wachsen Laternenpfähle und auf dem Friedhof Zypressen, das Rathaus hat einen Turm mit großer Uhr, Bedürfnisanstalten und Denkmäler wirken als Ruhepunkte im bewegten Straßenbild, dreimal des Tages deckt sich die Stadt tüchtig mit Zeitungen ein, welche verschiedener Ansicht sind, sie hat eine Mundart, ein Wappen und Lieblings-

speisen, auch in ihr liegen die Hunde gern in der Sonne, schätzt der Mensch, der genug zu essen hat, den Hunger, hüten Schloß und Riegel den Besitz, einmal im Monat ist Vollmond, der aber in der Stadt keine Rolle spielt, täglich blasen viele Schornsteine rußschwarzen und viele Gehirne geistfarbenen Rauch in die Luft, wodurch diese schwer und schlecht wird, eingefurcht steht in allen erwachsenen Gesichtern Spur der Mühe, dem Leben einen Sinn oder zumindest einen Unsinn zu geben, durch den es vor dem Zusammenklappen behütet würde, hitzig und geräuschvoll blicken viele junge Männer auch dieser Stadt in die Zukunft, die sie bereiten wollen, die Älteren halten ein festes Auge gerichtet auf die Spannung zwischen Einnahmen und Ausgaben, die Alten registrieren mit Jahr um Jahr wachsendem Interesse Ablauf sowie Ergebnis ihrer Verdauung, und alle drei Generationen sehen sich, ruckartig, gerissen vom schelmischen Eros, nach den Frauen um, wenn diese gute Beine haben.

Es ist also eigentlich, abgesehen von Nuancen in Form und Farbe, Geruch und Klang, ganz wie bei uns zu Hause, und um dieser Nuancen willen herzureisen lohnte nicht die Mühe. Aber ein anderes macht den kurzen Aufenthalt in der Stadt reizvoll: das schlichte Gefühl, nicht in ihr daheim zu sein. Es ist ein positives Lustgefühl, Gefühl völliger

Unabhängigkeit von der Schwerkraft, die die Menschen der Stadt an sie bindet, Gefühl der freien Bewegung über eine Erde, in der die anderen pflanzenhaft wurzeln. Man wandelt wie von einer Tarnkappe geschützt, sieht und wird nicht gesehen. Stadt mit dem Zeichen »fremd«, du bist bezaubernd, ob du nun ragst oder bloß liegst, ein Panorama bietest oder nur einen Anblick, eine Bewegung hast oder sogar einen Rhythmus oder sonst was, womit Städte gern flunkern. Indem der Fremde dich, trauliches Fremdgefühl in der Seele, durchwandert, spürt sein Rückenmark Liebkosung: sanfte Schauer der Unbeteiligtheit durchrieseln es. Alles ringum, Sachen und Personen (von der Verwandtschaft mit diesen als Menschenbruder abgesehen), geht ihn nichts an, kein Fädchen vom Netz der Beziehungen, in das die Lebenden hier eingesponnen sind, knüpft sich an seine Nervenfasern, er ist neutral inmitten der hunderttausend Kleinkriege, die durcheinander wüten, er weiß nicht, wer wem das Futter, das Talent, die Frau neidet, spürt diese Kräfte nur gleichsam sublimiert, als Luftspannung — aber das genügt, um sich Mensch unter Menschen zu fühlen —, die Wirklichkeit rundum ist für ihn nichts weiter als Schau- und Hörspiel, durch das Leben, welches brandet, schreitet er trockenen Fußes.

Lebewohl, gute Stadt, die mir ans Herz gewachsen,

weil sie mir gleichgültig ist! Morgen geht es nach Hause, wo in schrecklich vertrauten Gesichtern die eigene Fratze sich spiegelt, Gewohnheit in ihre klebrigen Spuren nötigt, die Freundschaft lauert, und die Liebe ihre zarten Stahltrossen spinnt. O süße Heimat!

KURT TUCHOLSKY · PETER PANTER THEOBALD TIGER

IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER · KURT TUCHOLSKY · PETER PANTER · THEOBALD TIGER

TUCHOLSKY · PETER PANTER · THEOBALD TIGER · IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER

TIGER · IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER · KURT

Sie alle kennen

KURT TUCHOLSKY

als

PETER PANTER

THEOBALD TIGER

IGNAZ WROBEL

KASPAR HAUSER

Seine erfolgreichen neuen Bücher

erschienen soeben im

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN W 50

Kurt T

MIT 5 PS

17. Tausend · Kartoniert M 5.– · Leinenband M 7.50

Berliner Börsen-Courier

Kurt Tucholsky, als beispiellos geistiger und aufrichtiger Stilist bekannt, hat jetzt endlich nach 14 Jahren eine Auswahl der ungezählten Aufsätze, Kritiken, Angriffe, Satiren, Parodien, Betrachtungen und kleinen lyrisch-polemischen Gedichte herausgebracht, die Woche um Woche unerschöpflich aus diesem hellsten Hirn und frischesten Herzen des jungen, des wirklich jungen Deutschland hervorspringen. Beinahe jedes einzelne dieser Stücke ist ein Meisterwerk der Sprache und unbedingt jedes ein Muster ehrlicher Gesinnung und anständiger Offenheit.

Hamburger Fremdenblatt

Das Werk, wie es da vorfährt, blinkert und funktioniert, als sei es in einer begnadeten Laune hingezaubert mit bezwingender Kraft des Wortes.

Berliner Tageblatt

Das ist ein Buch! So eins wünscht man sich mehrmals im Jahre, damit man vergesse, was so erscheint an unnötigem Zeug, und damit man sieht, wo, wann, wie man lebt. Dieses Buch ist geistvoll, klug und tapfer.

Fankfurter Zeitung

Lest dies Buch, lest es mit Zärtlichkeit und Bedacht. Laßt es tropfenweise durch den Hirnfilter rinnen, aber lest es auch mit Wachheit und Bereitschaft, und wenn ihr's dann fühlt: Hut ab, weil dieser Mensch so unbeirrbar ehrlich und tapfer ist, dann gehet hin und tuet desgleichen.

In jeder guten B

ERNST ROWOHLT V

HAUSER · KURT TUCHOLSKY · PETER PANTER · THEOBALD

WROBEL · KASPAR HAUSER · KURT TUCHOLSKY · PETER

olsky

DAS LÄCHELN DER MONA LISA

17. Tausend · Kartoniert M 5.– · Leinenband M 7.50

Vossische Zeitung, Berlin

Muß man dem deutschen Leser eigentlich immer dasselbe sagen? Ein strahlendes Talent, so vielseitig an Formen wie an Namen, wird hier von einem warmen Herzen, einem gemütvollen Ingrimm bedient, wie in keinem Falle dieser Gegenwart. Hier steht ein großer Menschenfreund als Humorist vor uns.

Berliner Tageblatt

Ihr Buch ist herrlich! Sie leben in Paris, aber Sie sehen das Gesicht Deutschlands, selbst seine Fältchen und Runzeln. Ihre Sprache wird mit jedem Buch reifer. Sie sind ein Meister der Geschichten des Alltags geworden. Ich wünsche Ihnen hunderttausend Leser!

Die Literarische Welt, Berlin

Noch etwas ganz besonders Feines: das neue Buch von Tucholsky. Das habe ich schon ausgelesen – auf einen Zug.

Neue Zürcher Zeitung

Ein Chronist von blendenden Gaben, mehr: ein Charakter plus Talent. Er lächelt in diesem Buch, verschämt, verschmitzt, saftig, spitz, offen, wie sich's schickt. Dieses Lächeln, das wirklich einen Grund hat, von einem hellen Hirn her genährt wird, ist Vermächtnis großer Humoristen. Tucholskys Buch ist erfrischend, die Philosophie geht von den Realien aus. Das Ergebnis ist immer eine satirische Kulturkritik, bei der der Leser auch lächelt, aber – betroffen.

dlung vorrätig

LAG · BERLIN W 50

PANTER · THEOBALD TIGER · IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER · KURT TUCHOLSKY

PETER PANTER · THEOBALD TIGER · IGNAZ WROBEL · KA

KURT TUCHOLSKY · PETER PANTER · THEOBALD TIGER · IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER

Peter Panter

EIN PYRENÄENBUCH

Mit 33 Abbildungen · Brosch. M 5.– · Leinenbd. M 8.–

Vossische Zeitung

Das Reisebuch eines Menschenfreundes, der endlich einmal nach dem Grundsatz handelt: Was du nicht willst, das man dir tu ... Peter Panter fügt's auch keinem andern zu, nämlich das seitenlange Schildern der Landschaft. Wenn man trotzdem die Bergluft der Pyrenäen auf der Zunge schmeckt, so setzt sich die wahre Kunst des Schriftstellers durch, aus Buchstaben ein Bild, aus Worten eine Anschauung herauszuzaubern. Man hat es oder man hat es nicht. Die Erzählung einer Reise ist nun einmal nur vom Humor zu bezwingen. Dem Humoristen Peter Panter folgt man, während man zu vielen Rivalen spricht: Fahren Sie mit Gott, aber ohne mich! Wer sein Buch dankbar aus der Hand legt, bewundert am meisten die Meisterschaft, das Ich des Reisenden überall spüren zu lassen, ohne es vorzudrängen und ohne dem Leser nach berühmten Mustern den Blick in die Landschaft durch den Anblick des Herrn Autors zu versperren.

B E S T E L L S C H E I N

Die Buchhandlung .....

..... ersuche ich um Lieferung von

..... Kurt Tucholsky, Mit 5 PS. Kartoniert M 5.–
..... Kurt Tucholsky, Mit 5 PS. Leinenband M 7.50
..... Kurt Tucholsky, Das Lächeln der Mona Lisa. Kart. M 5.–
..... Kurt Tucholsky, Das Lächeln der Mona Lisa. Lbd. M 7.50
..... Peter Panter, Ein Pyrenäenbuch. Geheftet M 5.–
..... Peter Panter, Ein Pyrenäenbuch. Leinenband M 8.–

erschienen im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 50

Name: .....

Ort: ..... Wohnung: .....

TUCHOLSKY · PETER PANTER · THEOBALD TIGER · IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER · KURT TUCHOLSKY · PETER PANTER · THEOBALD TIGER · IGNAZ WROBEL · KASPAR HAUSER · KURT

läßt, auf seine Kosten, die Richter, die über Autoangelegenheiten zu judizieren haben, Autofahren lernen.

So erzogene Richter werden gute und gerechte Richter sein in Autosachen. Sie werden um die Verführungen der Schnelligkeit und der geschnittenen Kurve wissen, um die boshafte Arglist der Zufälle, die Blick und Hand des Wagenlenkers unsicher machen, sie werden ermessen können, wie leicht der Mann am Steuerrad, im Choc des gefährlichen Augenblicks, das Falsche tut, wie bald ihm geschehen kann, daß er die Vorschriften außer acht läßt und sündig wird vor dem Gesetz.

Eine Zeit verständnisvoller Judikatur dämmert herauf für die Autofahrer in Österreich. Sie werden, haben sie gefehlt, vor Richter kommen, die sich in die äußere und noch mehr in die innere Situation des Angeklagten, wie sie war, als er die Tat beging, hineinfühlen und -denken können.

Sollte aber, was Autofahrern recht ist, nicht allen, über die zu Gericht gesessen wird, billig sein? Sollte nicht jeder Delinquent Anspruch haben auf einen Richter, der das Delikt, über das er urteilen muß, wohl versteht, der genau die Erde kennt, aus der er wuchs, oder den Himmel, von dem herab es fiel, der eine Konstellation wie jene, die den Menschen da vor ihm schuldig werden ließ, selbst schon durchgestanden hat und um die Brüchigkeit der Siche-

rungen weiß, die in solchem Fall den Guten davor bewahren, schlecht zu werden?

Um wieviel weiser etwa würde über Eigentumsvergehen der Richter urteilen, der vorher einen Elendskurs durchgemacht, die Staatsprüfung aus: bitterer Mangel, das Rigorosum aus: Hunger (samt allen zugehörigen Nebenfächern) bestanden, seine Übungen im Seminar, wo »Leben im Dreck« praktisch gelernt wird, hinter sich hätte und, dank ihnen, wüßte, wie unweigerlich steter Tropfen Not die Moral höhlt!

Jugendrichter, um das wahrhaft sein zu können, müßten schon als kleine Jungen in die Richter-Vorbereitungsschule getan werden, wo sie lernten, wie das ist, wenn man in Enge, Schmutz, Entbehrung aufwächst. Solche Kindheitserfahrung vertiefte außerordentlich die Fülle der Einsicht, aus der sie später ihre richterlichen Urteile schöpfen würden. Sie zögen dann, Recht sprechend, gewiß ins Kalkül, daß der Bursche da vor ihnen, der im Rennen ums Leben sich durch unerlaubte Mittel vorwärts hatte helfen wollen, beim Start schändlich betrogen wurde.

Nach dem Muster: Autokurse für Richter in Autosachen ließe sich eine ganze Richterschule, in viele Fachabteilungen gegliedert, denken. Also etwa: ein paar Semester unglücklicher Ehe für Richter, die über Ehebruch, böswilliges Verlassen und Übertretungen dieser Art zu urteilen haben.

ein Abstinenz-Kurs, mit Widerstandsübungen, ähnlich jenen, die der heilige Antonius zu bestehen hatte, für Richter, die über Sittlichkeitsvergehen judizieren.

Lehrklassen zur Einführung in das Martyrium, das der gemeine Mensch im Umgang mit Ämtern zu erdulden hat, nebst praktischen Übungen: als Partei im Verkehr mit Behörden (für Richter über Amtsehrenbeleidigungen).

Die wichtigsten aller zu schaffenden Kurse wären aber solche für passive Straferfahrung. Wissen denn die Menschen, welche andere Menschen in den Kerker, ins Zuchthaus schicken, ganz exakt, fühlen sie es in seiner vollen Schwere, was das ist: Kerker, Zuchthaus? Haben denn die Herren, welche wägen und überlegen: sollen wir dem Kerl fünf Jahre geben, zehn, zwölf, fünfzehn?, haben sie, indem sie so mit Jahren als Einheiten herumrechnen, eine Vorstellung davon, was es heißt, auch nur vierundzwanzig Stunden, als Mensch-Tier, im Käfig zu sitzen? Die Strafen fielen anders aus, wenn die, die sie verhängen, etwas Praxis als Sträfling hätten, also das Los, zu dem sie verurteilen, in seiner ganzen Qual- und Schmerzensfülle imaginieren könnten.

Was die Todesstrafe anlangt, wäre eine Straferfahrung, im Passivum, kaum möglich. Und damit bereits müßte die Frage, ob es eine solche Strafe geben solle, in ihrer eigenen Widersinnigkeit ersticken.

Liegt schon eine gewisse Unmoralität darin, daß Richtermenschen andern Menschen ein Schicksal zuweisen, das sie selbst nur vom Hörensagen kennen, wie teuflisch absurd wird erst die Sache, ist jenes Schicksal, wie im Fall der Todesstrafe, von solcher Art, daß keiner, und hätte er die genialste Phantasie, auch nur es sich vorzustellen vermag. Oder weiß jemand, wie das tut, wenn man stirbt, und hat schon wer erzählt, wie es nachher ist?

Autokurse für Richter in Autosachen: die Morgenröte einer besseren Gerechtigkeit winkt mit Rosenfingern. Vorläufig allerdings nur mit dem kleinen.

DAS GEDÄCHTNIS ZU STÄRKEN

(Hinterlands-Geschichten aus großer Zeit, geschrieben und, der Censur zum Trotz, veröffentlicht während des Krieges)

DER LEHRER, DER KAUFMANN, DER SCHRIFTsteller saßen um den Tisch ihres Spitalzimmers, tranken elenden »Hopfen-Trank« und erzählten einander das Grauenvollste, das sie im Kriege mitgemacht hatten.

»Das Fürchterlichste, was ich erlebt habe,« sagte der Lehrer, »war in N. im Belgischen. Dort hatten sich etwa fünfzehn Bewohner vor dem Bombardement in einen Weinkeller geflüchtet. Als wir dann in den Ort einzogen, suchten wir die Häuser nach versteckten Freischärlern ab. Dabei kamen wir auch in jenen Keller. Nun — stellen Sie sich das vor —, eine Granate hatte dort hineingefunden, die Menschen getötet und die vollen Fässer in Splitter geschlagen. Fünfzehn angekleidete Leichen schwammen in einem See von rotem Wein . . . Ich werde mein Lebtag keinen Rotwein mehr trinken können.«

Der Kaufmann berichtete: »Mein grauenvollstes Erlebnis spielt auch in einem Keller. Im Keller eines galizischen Häuschens, das durch viele Wochen von Russen besetzt gewesen war. Die Bewohner, ein altes Ehepaar, hatten sich in den Keller geflüchtet und dort, wer weiß wie lange, verborgen gehalten. Als wir sie fanden, waren sie tot. Verhungert, glatt verhungert. In einer Ecke lag ein

leerer Vogelkäfig, und ein paar graue Federn lagen auf dem Boden verstreut. Eine solche Feder klebte auch dem toten Mann im Mundwinkel. Ortsbewohner erzählten uns dann, daß die beiden Alten zwei große Stare gehabt hätten. Der Vogelkäfig mit seinen Insassen war offenbar das einzige, das sie auf der raschen Flucht in ihren unterirdischen Zufluchtsort mitgenommen hatten. Dort mögen die Tiere — es gab ja weder Nahrung noch Wasser — gestorben und von den zwei Leuten verspeist worden sein. Oder vielleicht auch mußten sie die Vögel erst töten . . .«

»Ja, ja . . .« Der Lehrer schüttelte gedankenvoll den Kopf . . . »Das Martyrium des Viehs . . . das ist auch ein Kapitel . . . der Mensch hat doch, geht's ihm noch so bitter, seine Philosophie. Und das Bewußtsein seiner Menschenwürde. Aber das arme Vieh . . .«

Der Schriftsteller erzählte: »Ich stand vor einer Musterungskommission, bei der wurde folgender Vorgang eingehalten: Die Leute traten nackt in einen Kreidekreis, der auf dem Boden gezogen war. Dort untersuchte sie der Arzt. Die Tauglichen übernahm dann, im Hintergrund des Zimmers, ein Unteroffizier. Er hatte eine blaue Kreide in der Hand und mit der schrieb er jedem eine große Nummer auf die nackte Brust. Ich bekam die Nummer 28.«

Pause.

»Nun, und?« fragte der Kaufmann.

Der Lehrer meinte: »Sie wollten doch von Kriegsgreueln erzählen?«

Der Schriftsteller schwieg. Vermutlich schämte er sich, daß er nur so Geringes zum Thema beitragen konnte.

SIMMERINGER HAUPTSTRASSE

DIE SIMMERINGER HAUPTSTRASSE IST DIE traurigste Straße Wiens. Sie beginnt mit Kaserne und Krankenhaus und endet mit dem Friedhof. Dazwischen: Fabriken, ein Kino, Pferdefleischhauereien. Zuchthaus ist keines auf der Simmeringer Hauptstraße.

Sie ist lang, entsetzlich lang. So lang, wie eine schlaflose Nacht. So lang, wie vergebliches Warten auf einen geliebten Menschen. So lang, wie die Zeremonien vorm Galgen. Die Simmeringer Hauptstraße hört nicht auf. Sie ist eine chronische Straße.

Sie ist der ausgezogene, gradgestreckte Darm der Stadt. Wenn der Wiener Fäkalie geworden, muß er durch.

Ganz kleine Häuser stehen rechts und links der Straße. Kleine Häuser, nicht Häuschen. Skrophulose, zurückgebliebene, zwerghafte, anämische Häuser. Es ist noch Großstadt, aber unterernährte Großstadt.

In der Nähe des Friedhofs wird die Gegend ländlich. Die Häuserkette reißt, und in die Lücken schieben sich Flächen grauen Erdreichs.

Zur Sommerzeit wächst struppiges, häßliches, lustloses Gras auf ihnen. Gras, das sich weigert, grün zu sein.

Jetzt stehen, ein wenig im Hintergrund, Militär-

baracken auf diesen Plätzen. Haufen von alten Landsturmleuten in Uniformen, die an das Gras erinnern, das zur Sommerzeit hier wächst, stehen beschäftigungslos herum und erfüllen so ihre Pflicht gegen das Vaterland.

Die Pferdefleischhauereien auf der Simmeringer Hauptstraße sind geschlossen. Pferdefleisch ist rar. Viel rarer jedenfalls als Menschenfleisch.

Wie traurig, daß die Pferdefleischladen geschlossen sind! Ich entsinne mich, wie traurig mir seinerzeit im Frieden ein offener Pferdefleischladen geschienen hat.

Um zwölf Uhr mittags strömen aus den Fabriken der Umgebung die Arbeiter und Arbeiterinnen und Arbeiterlein auf die Simmeringer Hauptstraße. Gespenster im Tageslicht. Halbverdaute lebendige Nahrung des Menschenfressers: Arbeit, der, ewig wiederkäuend, seine Speise um zwölf Uhr mittags ausspeit und sie um zwei Uhr nachmittags wieder schluckt, ihr noch ein paar Tropfen Nervensaft und Muskelkraft zu entkauen.

Man unterscheidet fast die Männer von den Frauen nicht: so formlos, farblos hängt das Lumpenzeug der Kleidung an ihnen. Schuhe trägt fast keiner und keine. An deren Stelle sind abenteuerliche Kompositionen aus Holz, Strick und Tuchfetzen getreten. Ich weiß nicht gleich, was mir, abgesehen von der Elendstracht und dem Hunger, — der in den hohlen

Wangen sein Symbol nachbildet: leere Teller — ich weiß nicht, was mir an dieser aus der Fabrik hastenden Arbeiterschar so besonders verändert scheint. Es fehlt etwas. Sie sahen ja auch im Frieden abgerissen, grauhäutig, schlecht ernährt aus, aber jetzt . . .

Nun weiß ich, was fehlt: die Pfeife mit dem schlecht riechenden, doch froh glimmenden und dampfenden Knaster. Die fehlt. Der Arbeiter hat keinen Tabak mehr.

Seht ihr aus der Tasche seines Fetzenrocks das zerbissene Hornmundstück der kriegskalten Pfeife gukken? Wieviel Wut, Verzweiflung, Unzufriedenheit hat er da hineingebissen, wieviel Revolution hat er sich, mit dem Pfeifenrauch aus den Nüstern, von der Seele geblasen? Wieviel Herzensqualm zog mit dem Pfeifenqualm ins Freie? Wieviel Ärger verrauchte da?

Wohin jetzt damit? Achtet auf die Ventile! Manometer 99!

In der Simmeringer Hauptstraße gibt es keine schönen Leichenzüge mehr, keine langen, vielgliedrigen Karossenketten, durch die Straße sich schlängelnd wie Trauerbandwürmer, taenia macabris.

Um so häufiger kriechen die kleinen Würmer, die städtischen und militärischen Totenwagen, dem Friedhof zu. Vier Särge haben in solcher schwarzen Schachtel Platz. Auf dem Bock hockt ein Mensch

in Dieneruniform, hat Hunger und eine kalte Pfeife und denkt über das traurige Kutscherlos nach, immer wieder Passagiere führen zu müssen, die kein Trinkgeld geben.

März. Der Frühlingswind krabbelt im Staub der Simmeringer Straße. Es riecht nach Unrat und feuchter Erde. Die Kirchenglocken der Stadt läuten Mittag. Ehemals Essenszeit. Mit scharfem Licht spaltet die Sonne das Graue und wärmt, voll himmlischer Sympathie, einem Trupp alter Landstürmer den Buckel, den ihnen die große Zeit herunterrutschen kann.

DER WÜRDIGE BAHNBEAMTE SAH IHR SÜSSES, schmales Gesicht. Es war Krankheitszeugnis und Bestechung zugleich. So bekam sie Erlaubnis, eine Stunde vor Abgang des Zugs den Bahnsteig zu betreten.

Zwei Stunden vor Abgang des Zugs, sechs Uhr morgens: reisefertig. Adieu dem Hündchen, das mit dem Schwanz lebhaft Abschied wedelt. Ein Taschentuch hat es ja nicht. Die Zimmertür steht offen. Papier, Fragmente von Tuch und Bändern und Schnüren, leere Schachteln, Briefmakulatur auf dem Fußboden: die abgestreifte Haut einer erledigten Daseinsphase. Wunderliche Früheinsamkeit der Straße. Sie ist vom lieblichsten Morgen-blau-rosa übergossen, lächelt wie ein eben erwachtes, gut ausgeschlafenes Kindchen. Ein kühler Hauch spielt die Mauer entlang und übers Pflaster hin. Aber von ferne hört man schon, ganz leise, das hohle Fauchen des Werwolfs: Hitze.

Am Markt vorbei. Aus ist's mit dem alten Morgenzauber. Friedhofstimmung. Melancholie gewesener Sommerherrlichkeiten. In solcher Julifrühstunde wogte sonst hier ein üppiges Meer von Grün und Bunt, aus tausend übervollen Körben stieg Freude für Aug' und Nase und Gaumen, in Riesenfässern quoll unversiegbar das Obst wie die Blümchen aus

Magiers Zylinderhut, und über all dem duftenden Segen schwebte, das Hirn reinigend, der Geruch scharfen ätherischen Öls.

Jetzt stinkt es nach Dürftigkeit, Unreife und Fäulnis. Ein paar bissige Marktweiber sitzen da, ganz müde und abgehetzt vom Preistreiben, und fischen aus einem Kompost verfaulter Zwergaprikosen geizig die noch nicht ganz verfaulten heraus. Hinter der Bretterbude, wo Kartoffeln verkauft werden sollen, windet sich in Fragezeichenkrümmung eine Menschendoppelreihe. Der Schutzmann ist der Punkt unterm Fragezeichen.

Die Not hat überall ins Straßenbild ihre Signatur eingekratzt; diese hingeschlängelten Linien von Wartenden sind die Schnörkel hinter der Unterschrift.

Den Bahnhof aber hat sie ganz und gar, von oben bis unten, verschmiert und bekleckst.

Er war, früher einmal, die Pforte zur Freiheit. In seiner Halle brauste, wie in der Muschel das Meer, die weite Erde. Zauberische Ungeduld füllte ihn ganz. Im Stangenwerk seiner Decke zwitscherten tausend Spatzen. Herzdurchschütterndes Zischen der Lokomotive, Kreischen der Räder, kurze Rufe, Pfiffe und Glöckchengebimmel mengten sich zu einer Symphonie der leidenschaftlichsten Sehnsucht, Symphonia appassionata. Es roch wonnig-übel. Trübweißer Dampf, von Sonnen-

pfeilen durchrissen und zerschnitten, rollte abwärts, wie Wolken- und Himmelsfetzen, die der Bahnhof in sich hineingezogen. Noch hat er seinen romantischen Gestank; und die Sonne schneidet mit Messerschärfe den tief kriechenden Rauch; und die Räder wimmern gräßlich schrill; und die Glöckchen bimmeln hart und kurz ihre geheimnisvollen Chiffrensprüche: aber all das klingt jetzt — wer weiß, warum — wie eine Symphonie der Verzweiflung, Symphonia desperata. (Eigentlich weiß ich ja ganz gut, warum.)

Die Soldaten warten in langen, langen Reihen vor den Schaltern. Sie hocken auf dem Fußboden oder stehen dicht aneinandergepreßt. Sie haben die Kragen und obersten Blusenknöpfe offen und die Kappe abgenommen. Eine dicke Wolke von Not, Erschöpfung, Schweiß dampft um die erdfarbene Schar.

Einige schleppen schwarze Kofferchen; auf denen steht ihr Name. Sonderbar, daß sie Namen haben! Wie wenn Heringe Namen hätten, jeder den seinen. Oder Ackerhalme, die gedrängt beisammen stehen und auf die Sense warten.

Die Lokomotive pustet, als wollte sie das Himmelslicht ausblasen. Hochofenglut zittert in der schwärzlichen Luft.

Ich denke daran, daß diese schmale Tür, durch die »Militärpersonen« auf den Bahnsteig gelangen, seit

vier Jahren ein Ofenloch ist, in das immer wieder, immer wieder, Lebendes als Heizmaterial hineingeschaufelt wird: das Feuer zu nähren, an dem der Friede kocht und nicht gar werden will.

Kranke und Krüppel ordnen sich zum Marsch ins Spital. Das ist die Schlacke, hinausgekehrt aus dem Ofen, damit sie frischem Heizstoff nicht die Luft verlege.

Der würdige Bahnbeamte sieht das süße, schmale Gesicht der Frau. Es ist Krankheitszeugnis und Bestechung zugleich. So läßt er sie, obwohl sie kein Permis hat, durch die Sperre.

Wir kommen mit hundert anderen in das enge Wartezimmer, werden eine Stunde lang schlaff gegedünstet. Dann springen, als wären sie der Spannung des Menschenknäuls nicht mehr gewachsen, Türen auf, mit einem wilden Schrei quetschen sich toll erregte Leiber durch, stürmen, stürzen, wimmern, wehklagen, rufen Gott an.

Bravo: sie sitzt! Nur eine kleine Handtasche fehlt und der Schirm ist zerknickt.

Ich will ihr Obst kaufen; ich will ihr Wurst kaufen; ich will ihr Süßes kaufen; ich will ihr sogar, weiß der Himmel, Blumen kaufen; ich will ihr irgend etwas kaufen.

Aber nichts gibt es, gar nichts.

Nur Zeitungen, Zeitungen.

Das ist der ausgemergelten, zerfetzten, blutver-

schmierten Welt noch geblieben, ihre Blöße zu decken und ihre Schwären zu verhüllen: ein Leichentuch aus Zeitungspapier.

Leb wohl, süße Frau!

Lebt wohl, Soldaten!

Oder zumindest: Lebt!

Über die dreckige Bahnhofsfassade rieselt Sonnenglut. Wie hat sich die Inschrift verwandelt, die einmal solchem Haus auf der Stirne stand, unsichtbar und doch strahlend: »Ins Glück der Weite.«

Jetzt liest sie sich mehr wie: lasciate ogni speranza!

ES IST GANZ AUSSERORDENTLICH, WIE SEHR sich die Russen in letzter Zeit verschönt haben. Ihr Antlitz, ihre Haltung, ihre Insignien haben sich zum Bessern und Edlern gewandelt.

Spiegel der Zeit und ihrer Menschen ist das illustrierte Blatt. Aus ihm kann man, ohne irgendwelchen Text zur Kenntnis zu nehmen, erfahren, was die Weltuhr geschlagen hat.

Vor einem Jahr noch sah der Russe in den Originalzeichnungen des illustrierten Blattes so aus: er stak in ungeheuern Röhrenstiefeln, hatte ein Gesicht wie ein finsterer Affe, die Backenknochen standen ihm so weit heraus, daß man den Hut dran hätte aufhängen können, aus einer Tasche guckte die Knute, aus der anderen die Wutkiflasche.

In der vor zwei Monaten gedruckten Nummer des illustrierten Blattes erschien der Russe bereits ohne Wutki und Knute. Er hatte einen schönen schwarzen Vollbart, die Stiefel saßen wie angegossen, die Backenknochen unterbrachen kaum das schwermütige Gesichtsoval.

Vor zwei Wochen — in Brest-Litowsk ging es glänzend — bot der Russe des illustrierten Blattes ein Bild ernster menschlicher Schönheit. Er trug keine Röhrenstiefel mehr, sondern Knöpfelschuhe. Aus der Tasche sah ihm ein Buch. Sein Antlitz

strahlte in tiefem, reinem Feuer. Das Antlitz war slawisch, aber in edelstem physiognomischen Moll.

Gestern erschien das illustrierte Blatt wieder. Bild: »Die Russen begeben sich zur Verhandlung.« Der Vollbart — o Schreck! — struppig! Keine Knöpfelschuhe, sondern breite, verhatschte Schnürstiefel! Die Augen klein, mit einem Stich ins Tückische! Und rechts und links im Antlitz eine deutliche Tendenz zur Hutnagelbildung.

Da zog Trauer in mein Herz ob der offenbar schlechten Nachrichten aus Brest-Litowsk.

Ach, wann kommst du, holder Tag, da im illustrierten Blatt der Amerikaner nicht mehr ein Orang-Gebiß hat und einen Geierkropf, sondern ein Bild schöner männlicher Energie ist, im viereckigen Rock und stumpfbreiten Schuh den Typus gedrungener Kraft verkörpernd?,

da des Italieners Feuerauge unter dunklen Locken blitzt; da er nicht schmutzstarrend, ein verlauster schwarzer Gnom, den Dolch im löcherigen Rock birgt, sondern den faltigen Radmantel musikalisch um die Schulter geworfen hat?,

da der Franzose des illustrierten Blatts wieder, ein duftendes Spitzbärtchen am Kinn, federnd vor Anmut und Eleganz, im Macpharlan dahinschwebt?,

da der Engländer, hochstirnig und edelnasig, wieder Lord und Gentleman, der goldgelockten Lady ins

Auto hilft und nicht, ein fletschendes Untier mit furchtbar langen Beinen und gigantischen Plattfüßen, das Antlitz der Erde, wie es im illustrierten Blatt abkonterfeit ist, schändet?,

wann kommst du, holder Tag, da der deutsche Professor mit wallendem Vollbart, Röllchen, Vorhemd und gewölbter Heldenbrust aus feindlichen Zeitungen rückkehrt in seine Friedensheimstätte, in das deutsche Witzblatt?

Im Auslagefenster des Zeitungsladens zeigt ein illustriertes Journal sein Titelbild: »Serben in Monastir.« Sie haben noch das Brigantengesicht, und aus der Hakennase quillt ein Tröpfchen.

Aber von Wanzen ist nichts zu sehen!

Sollte es wahr sein, daß ein serbischer Kronrat beschlossen hat, in Friedensverhandlungen einzutreten?

FIRMENTAFELN, GESCHÄFTSAUFSCHRIFTEN, deren Texte noch die Tatsachen der Friedenszeit zur Voraussetzung haben, füllen das Herz mit Wehmut.

Sie stehen da wie das Blümchen zwichen Eisenbahnschienen: arglos wiegt es das Haupt im Winde, harrt seiner Bestimmung, von einem Kuhmaul abgerupft, von Kinderfingern gepflückt zu werden. Aber hier ist nicht Weide und nicht Wiesenspielplatz, lächerliches Blümchen!

Diese Firmenschildertexte sind so rührend wie Großmutters Ballkleid. Oder wie das musterhafte Schulzeugnis eines gestorbenen Kindes. Oder wie die Manikureschatulle einer süßen Frau, der die Elektrische gestern beide Hände abgefahren hat.

An einer Straßenecke der Vorstadt sind leere Geschäftsräume, ebenerdig, zum Unterstand für ganz arme Flüchtlinge geworden. Früher war dort ein Reisebureau. Durch ein paar zerbrochene Milchglasscheiben sieht man ins Innere, hört den Trab der Wanzen und Läuse. Das Ungeziefer hat Menschen. Auf dreckigen Stroh- und Matratzenfragmenten kauern, in zerlumpten Lumpen, Kinder, Weiber, alte polnische Juden. Urtrauriges Volk. Schatten der fürchterlichsten Enge und Unfreiheit sind um die stumm hockende, verlauste Schar.

Auf den zerbrochenen Milchglasscheiben steht in großen schwarzen Antiqualettern: »Cunard Line. Die schnellsten und schönsten Schiffe der Welt: Lusitania und Mauretania.«

Der Menschheit ganzer Jammer . . . nein, aber ein Hauch von dieser Zeiten majestätischem Gestank weht dich an.

Es wandeln Leute, die haben noch Blick und Schritt, Lächeln und Stimme von Anno dreizehn. Sie sehen unheimlich verwittert frisch aus. Wie Präparate in Spiritus. Wie Entsprungene aus einem Museum ehemaligen Lebens. Sie sind rührend. Auf ihren Stirnen stehen, unsichtbar, Texte wie auf jenen Firmenschildern. Etwa: frische Butter, Eier, Milch, Schinken und Obst. Oder: die schnellsten und schönsten Schiffe der Welt Lusitania und Mauretania.

Sie sagen ohne Beben in der Stimme: »Mein Sohn geht ins Gymnasium.« Als wenn auf dem Wege dorthin der Sohn nicht einen Tritt empfangen könnte, der ihn, marsch eins, zwei, hast du nicht gesehen, ins Massengrab spediert.

Sie sagen: »Meine Weltanschauung . . .«, als wenn es noch eine Welt zum Anschauen gäbe.

Sie sagen: »Üb' immer Treu und Redlichkeit«, »Bildung ist Macht«, »Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange . . .« Es ist, wie wenn einer käme und gebratenes Huhn, Kompott und gute Medizinen an ein Totenbett brächte.

Sie sagen: »Unser Leben ist in Gottes Hand.« Als wüßten sie nicht, daß Gott längst einrückend gemacht und der Militärjudikatur unterstellt wurde. Lesen sie denn keine Zeitung?

Sie reden Moder. Ihr Geist und ihre Sprache wohnen in Voraussetzungen, die längst niedergerissen sind. So ein Gespenst von 1913 ruft etwa, bitter, aus: »Menschenleben sind billig wie Brombeeren.« Peinlicher Unsinn! Heute könnte man vielleicht von einer guten Obstkonjunktur sagen: »Brombeeren sind billig wie Menschenleben.«

Eine Begegnung mit diesen Leuten füllt die Seele mit spaßigem Grauen. Als wenn dir im ausgegrabenen toten Pompeji ein ausgegrabener lebendiger Pompejaner begegnete. Und der sagte, lateinisch: »Bitte, um wieviel Uhr findet eigentlich die Feier anläßlich des Regierungsantritts von Titus Flavius Vespasianus statt?«

So ganz und gar gespenstisch ist eine Begegnung mit diesen Leuten, diesen geruhigen Nachtwandlern im vollem Blutlicht des Tages.

Wie irrsinnig gewordene Mütter sind sie, die dem gefallenen Sohn noch immer Strümpfe stricken und Mehl beiseite legen, den heimkehrenden mit Gebackenem zu grüßen.

Freundlich geblendet blinzeln sie in das schwarze Himmelsloch hinauf, wo früher die längst zu Kriegszwecken requirierte Sonne stand.

Sie machen Zukunftspläne und bauen an ihrem Schicksal und erziehen Kinder und leben ökonomisch und tun logisch, als ob das Morgen dem Heute wie der Blüte die Frucht entsprösse und nicht vielmehr wie der unreinen Haut ein Geschwür.

Sie gehen auf einer Brücke, ahnungslos und immerzu, die nur an einem Ufer fixiert ist und am andern ins Leere wippt.

Titus Flavius Vespasianus, amor et deliciae generis humani, regiert nicht mehr. Pompejaner, du bist um 2000 Jahre zurück!

Wer redet von Menschenrecht? Von Menschenwürde?

Apage domine!

DER GEFANGENE, SCHON LANGE ZEIT OHNE Nachricht aus der Heimat, wurde von Angstvorstellungen gepeinigt, wie es wohl zu Hause aussehen möge. Die Wächter quälten ihn: »Bei euch geht alles drunter und drüber.« Und wen könnte es wundern, sagte sich der Gefangene, wenn es so wäre? Die Männer alle fort, im Feld, in Gefangenschaft, in der Kaserne, unter der Erde . . .

Der Gefangene war daheim Straßenbahnschaffner. In gewisser Hinsicht also ruhte er sich jetzt nicht nur vom Krieg, sondern auch vom Frieden aus. Der war Müh' und Plage gewesen. Zwölf, auch mehr Stunden des Tags im Straßenbahnwagen, immer auf den Beinen, zwischen schwitzendem Gesindel und hochmütigem Bürgerpack sich durchzwängen, jedem Lumpen »Danke« murmeln für die zwei Heller übers Fahrgeld, die Verantwortung tragen, daß die Besoffenen nicht vom Wagen fallen, die Weiber nicht gegen die Fahrtrichtung abspringen und die Kinder, auf Bänke geklettert, nicht das Fensterglas einstoßen.

Ja, wenn ihm abends das Weib die Stiefel ausgezogen, den halben Liter Bier und die gestopfte Pfeife gebracht hatte, war es wohl sein gutes Recht, einen vollen, langen Seufzer der Müdigkeit aus dem Schlund zu lassen. Es war wohl sein gutes Recht,

wenn die Frau über die harten Zeiten murrte oder eine schlecht gestopfte Pfeife brachte, ihr ein böses Gesicht zu zeigen und beiläufig zu sagen: »Weißt denn du, was Plage heißt? Und Verantwortung? Und Erwerbslast auf Männerschultern?«

Es war Müh' und Plage, freilich. Aber der Abendfrieden im Lehnstuhl hatte dafür seinen Wohlgeschmack. Man war zwölf Stunden Sklave draußen, aber dann zwölf Stunden Herr daheim. Man hatte für die erduldete Knechtschaft doch auch seinen moralischen Taglohn: er lag in dem Blick, mit dem Weib und Kind zu ihm aufsahen. Und wie sie zuhörten, wenn er die Dienststrapazen beseufzte, umwittert von Abenteuern mit Kontrolloren und Passagieren.

Dann sagte der Kleine: »Ich will auch Schaffner werden.«

Der Gefangene fühlte: es war doch schön zu Hause. Und oftmals wurde ihm ganz übel vor Bangigkeit und Heimweh.

Dann erlebte er's, wie die russische Erde barst, die Jahrhunderte einstürzten und ein ungeheurer Wirbel die Menschen durcheinanderschleuderte. Er war unter denen, die es über die Grenze warf.

Nun hatte er wieder Weib und Kind umarmt. Und erzählte von den Erlebnissen seines dreijährigen Exils. Und wie alle heimgekehrten Gefangenen war er mit dieser Erzählung bald fertig. Die drei Jahre

schienen ihm nur eine riesenhaft aufgequollene Stunde. Was ginge denn in eine Stunde Großes hinein? In zehn Minuten hat man das Wesentliche mitgeteilt. Wenn er so abends von seiner Straßenbahntour nach Hause gekommen war, hatte er gewöhnlich mehr zu erzählen gewußt als jetzt aus drei Jahren Gefangenschaft.

Hernach kam die Reihe zu berichten an die Frau. Oh, es war schwer gewesen seit seiner Abwesenheit! Und jetzt sei sie selbst Schaffnerin und fahre zehn Stunden des Tags Straßenbahn, mit der Dienstmütze auf dem Haar und der Zwickzange in den kälteblauen Fingern. Und schlimm sehe es mit dem Essen aus. Bier gäb' es nur eine Stunde jeden Sonntagabend. Aber das sei gar kein Bier, sondern bitteres, gelbes Wasser.

»So? Schaffnerinnen auf der Straßenbahn? Viele?«

»Ein paar hundert werden's schon sein.«

Nun ja, der Krieg! Die Männer fort. Da müssen es die Weiber schaffen. Er verstand ganz gut.

Aber was er nicht verstand, war, daß ihm plötzlich so schien, als wäre der Fußboden wie Teig, und er könne keinen Schritt auf ihm gehen, ohne einzusinken.

Vor dem Bett standen die Pantoffel: Zeichen seiner Hausvaterwürde und seines heiligen Ruherechtes.

Die Frau ging hin und zog sie an. Sie setzte sich

an den Tisch, seufzte und erzählte von einem Herrn, der mit einer abgelaufenen Karte fahren und nicht eher habe aussteigen wollen, als bis sie einen Schutzmann geholt hätte. Und von einem aufsässigen Kontrollor. Und von einer Stockung auf der Straße, die drei Viertelstunden gedauert habe. Und was der Schaffner-Aventüren, -Mühen und -Kämpfe mehr.

»Einmal war's 45 Grad unter Null in Sibirien«, sagte er zaghaft. »Der russische Wachtposten hat einen blinden Hund gehabt, der hat Deutsche von Österreichern unterscheiden können. Nach den Deutschen hat er geschnappt. In Petersburg haben die Straßenbahnschaffner ganz dicke Pelze. Nur das Nasenspitzel schaut heraus.«

Die Frau hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und war eingeschlafen.

Vor Müdigkeit. Freilich.

Er sah sie an, und eine schwere Welle von Unbehagen ging durch sein Herz. Er wußte jetzt auch, warum ihm der Boden so teigig schien, daß er gar nicht den Fuß recht aufzusetzen getraute.

Man hatte ihn bestohlen, während er in Gefangenschaft war. Man hatte ihm seine Würde gestohlen. Seine Manns-Besonderheit. Seine Arbeits-Krone. Eine Dornenkrone zwar, aber immerhin eine Krone. Sein Königtum war abgeschafft. Wie das russische. Er hatte kein Recht mehr, Unterwürfigkeit, Pan-

toffel, andächtige Blicke, eine wohlgestopfte Pfeife, Achtung, einen Krug Bier zu fordern. Sein Kapital an Geltung war abhanden gekommen. Es zinste nicht mehr Respekt und Ehrfurcht. Sein Herrentum, ihm wie ein unsichtbares, Dienste-forderndes Priesterkleid umgehangen, hing jetzt um die Schultern der Frau.

Es war ihm, als hätte er sie mit seinem besten Freunde erwischt. Mit dem Freund, dem er verbunden gewesen wie seinem eigenen Ich.

So, von Zorn gepackt, rüttelte er die Schlummernde, daß ihr Kopf vom linken Arm, wo er ruhte, auf den rechten flog.

»Bring' mir meine Pfeife! Du«!

Sie stöhnte nur ein wenig im Schlaf, murmelte: »Erst aussteigen lassen!«

Fast hätte er geweint, so unvernünftges Mitleid überkam ihn mit sich selbst.

Und es ward ihm, wie oft in Sibirien, übel vor Bangigkeit und Heimweh.

MEIN ZAHNARZT IST, WIE DIE MEISTEN SEINER Kollegen, im Kriege recht zum Doctor medicinae universae geworden. Er ist jetzt Internist und Chirurg, Nervenarzt und Dermatolog und alles andere. Der ganze menschliche Organismus ist ihm ausgeliefert. Er hat einen Säbel an der linken Seite und eine Uniform mit samtenem Kragen. Er trägt auch Sporen. Das Spital zittert, wenn sein Schritt auf den Gängen klirrt. »Das Spital« metaphorisch genommen, d. h. die Spitalinsassen.

Aber nachmittags von drei bis fünf ist er wieder Zahnarzt. Ein anderer Mensch! Er beschränkt sich auf das Gebiß. Er spricht den Patienten mit »Herr« an. Er ist teilnahmsvoll und geduldig und hört den Lamentationen der Kranken freundlich zu, ohne die Zaghaften anzuschnauzen.

Um fünf gürtet er wieder das Schwert um und geht ins Spital. Den Gruß der Patienten beantwortet er mit einem Heben des rechten Zeigefingers bis zur Kinnhöhe. Bei sich daheim öffnete er den Kranken zuvorkommend die Tür, sagt »Habe die Ehre« und macht eine kleine Verbeugung.

Für Schmerzäußerungen der seiner ärztlichen Behandlung Überlieferten hat er im Spital nur ein unwilliges Knurren oder völlige Gleichgültigkeit. Zu Hause sagt er in solchem Fall: »Tut das weh?

Dann können wir ein Weilchen aussetzen«, oder freundlich: »Gleich ist's vorbei.«

Ich dachte: jetzt heiße es besonders tapfer sein bei meinem Zahnarzt! Was sollten ihm, der seit Jahren die schrecklichsten Wunden sieht, der, sporenklirrend, Tag für Tag durch Höllen physischen Elends schreitet, was sollten ihm die Ängstlichkeiten und Schmerzen bedeuten, die ein Neurastheniker beim Zahnplombieren aussteht? Aber mein Zahnarzt hat für das leise Stöhnen, das die Arbeit seines elektrischen Bohrers am hohlen Zahn begleitet, ein subtiles Gehör. Er sagt mit der gütigsten Stimme: »Gleich werden wir's haben.« Und macht, wenn man will, ein richtiges Wesen aus den Miniaturmartern, die er einem angedeihen läßt.

Kürzlich wäre er fast aus der Rolle des milden Arztes gefallen. Da bat jemand, in dessen Munde gerade die Spitze des elektrischen Bohrers ihr aufreizendes Lied schnarrte, soweit er mit offenem Munde bitten konnte: »Herr Doktor . . . aufhören . . . bitte gehorsamst!«

Das »gehorsamst« änderte augenblicklich die Maske des Zahnarztes. Er bekam einen finstern, groben, harten Zug im Antlitz. Er sah plötzlich keinen Patienten, das heißt Leidenden, auf dem Stuhl sitzen, sondern ein untergeordnetes Lebewesen, eine menschenähnliche Sache gewissermaßen. Zum Glück

war der Patient eine Patientin. Also fand der Zahnarzt nach der sekundenlangen, durch das Wort »gehorsamst« hervorgerufenen Trübung seines Zivilsensoriums bald wieder in die Wirklichkeit und zu seiner schonungsvollen Art zurück.

Mein Zahnarzt hat medizinische Instrumente zu Hause und medizinische Instrumente im Spital. Aber dieselben Instrumente sehen im Spital ganz anders aus wie daheim. Hier schimmert Hoffnungsstrahl von ihrer glatten Fläche, dort blinken Sie böse wie Folterwerkzeuge.

Mein Zahnarzt hat zwei Menschen in seiner Haut. Er hat allerdings auch zwei Häute. Die eine ist ihm im Krieg zugewachsen, und mit ihr scheint er auch den neuen, den andern, den klirrenden Menschen angezogen zu haben.

Oder stak der immer in ihm und wurde nur durch die Gelegenheit herauspräpariert?

»WAS SCHERT DER TOD DES EINZELNEN!« sagte der Hauptmann, »wenn nur die Truppe der Fahne Ehre macht!«

»Was liegt am Schicksal eines Regiments, wenn nur die Stadt genommen und der Feind verjagt wird«, sagte der General.

Der Patriot sagte: »Und ob wir alle bis auf den letzten Mann sterben müssen, wenn es nur dem Vaterland zunutze kommt.«

Der weitblickende Kulturhistoriker blickte weit und sagte: »Selbst wenn ein paar Staaten zugrunde gingen . . . sie wären nicht vergeblich zugrunde gegangen. Europa würde sich auf sich selbst besinnen, und aus dem Blutbad gereinigt, neugeboren, emporsteigen.«

Der Weise strich mit kühlen Fingern den langen Bart: »Nehmen wir an, das alte Europa verfiele dem Chaos, wie wohl täte das in weiterer Folge . . . der Welt! Der Untergang Europas — jedem, der tiefere Zusammenhänge ahnt, wird das klar sein — brächte unserem Planeten reichsten Segen. Als Dünger auf dem Acker der Menschheit geopfert, verhülfe der tote Erdteil diesem Acker zu ungeahnt üppigem Gedeihen.«

Gott sprach: »Für mein Sonnensystem XXVII, arabisch 12, litera F, wird das Verschwinden des Pla-

neten Erde einen großen Vorteil bedeuten. Vielleicht sogar wäre es gut, wenn ich die ganze Sonnensystemgruppe im Interesse höherer kosmischer Zweckmäßigkeit . . .«

»Mag alles hin werden, wenn nur mein Bub mit geraden Gliedern nach Hause kommt!« sagte Frau Müller und legte die Zeitung mit den Siegesnachrichten ungelesen neben die ungetrunkene Tasse Kaffee-Ersatz.

»ALSO ICH FÜRCHTE MICH GAR NICHT. GAR nicht ein bißchen. Nur vor dem Lärm habe ich Angst. Im Theater, wenn geschossen wird, halte ich mir immer die Ohren zu. Wenn die Kanonen keinen Lärm machten, wissen Sie, hätte der Krieg für mich nicht soviel Schreckliches. Wie gesagt: Angst habe ich nur vor dem Lärm. Und Sie, Kamerad? Wovor haben Sie am meisten Furcht?«

»Vor allem. Ich habe Angst vor der Kälte und der Hitze, vor Durst und Hunger und Nichtschlafendürfen, vor Lärm und üblem Geruch, vor geschwollenen Füßen und Kolik und Magenkatarrh, vor Schmutz und Ungeziefer, vor dem Niealleinseinkönnen, vor Wunden und Schmerzen, vor eigenem Elend und dem Elend der anderen. Ich habe Angst vor Spital und Jodoformgestank und Operation, Angst vor dem Anblick greulicher Dinge und Angst, es könnte dahin kommen, daß ich vor solchem Anblick keine Angst mehr hätte. Ich habe Angst vor Nervenqual und vor dem Zischen der Kugeln uud vor der Explosion der Granaten, Angst vor dem Sturm und den Stunden vor dem Sturm, Angst vor der schrecklichen Monotonie des Tages und vor den schrecklichen Unterbrechungen dieser Monotonie. Kurz, ich habe Angst vor allem und

jedem, aber die größte, die allergrößte Angst habe ich vor der Angst. Ich kann Ihnen gar nicht schildern, wie entsetzlich ich mich vor der Furcht fürchte!«

»GROSSKAMPFTAG.« DAS STARKTÖNENDE Wort wurde geboren als Kind des Krieges, der ja, nach einem alten Militärschriftsteller, der Rabenvater aller Dinge ist. Wir verdanken dem Krieg viele neue Vokabeln. Standen wir, als er vorbei war, auch ziemlich arm an Schätzen da: unser Sprachschatz hatte sich vermehrt. Land und Leute, Gut und Blut gaben wir für Wörter.

In den Hausfluren Wiens hängt eine behördliche Affiche, die das Volk zu einem »Großkampftag« aufruft. Der Feind, der bekämpft und besiegt, aus seinen Schlupfwinkeln herausgelockt und vernichtet werden soll, so gründlich, daß er uns nicht mehr über den Weg laufen und sobald nicht mehr wagen wird, sich mit einem Wiener einzulassen (was seit jeher seine Risken hat), ist: das Geschlecht der Ratten. Alle Vorbereitungen zum Krieg wider sie sind getroffen, der strategische Plan bis ins kleinste ausgearbeitet und überall hängen die Plakate, die, unheimlich an »Einberufungskundmachung« aus großer Zeit erinnernd, das Volk mobilisieren. Daß wir endlich einmal losschlagen mußten, ist klar. Die Ratten unterwühlen den Boden, auf dem unsere Häuser stehen, sie bedrohen die Sicherheit und Ruhe gemeinen Wesens. Deshalb erwartet die Behörde, daß jedermann am Großkampftag seine Pflicht tue (that everyman will do his duty). Sie kennt keine Parteien mehr, nur noch Rattenvertilger, und jetzt, feste druff, wollen wir sie mal

dreschen. Unser Giftpulver ist trocken, tötet sicher, und das einzige, was ihm vielleicht noch fehlte, wäre etwas Einsegnung durch die Geistlichkeit. Es ist ein moderner Krieg, zu dem der Anschlag in den Häusern aufruft, ein Giftkrieg. Munition liefert die Gemeinde, und wie man sie zu verwenden hat, lehrt das Mobilisierungsplakat. Frühere, in Lied und Sage verherrlichte Methoden zur Vertilgung von Ratten — sie wurden durch Blasen auf des Knaben Wunderhorn listig herbei- und in ein tiefes Wasser zum Ersaufen gelockt — kommen, als veraltet, nicht mehr in Betracht.

Die zum Rattenkrieg haranguierende Kundmachung enthält einen Satz, der mich eigentümlich bewegt hat, und auch wohl geeignet scheint, Geist wie Gemüt des Lesers in besondere Schwingung zu setzen: »Man achte darauf, nicht das Mißtrauen der Ratten zu erregen.« Diese Worte weisen den Ratten Seele zu und würzen die Gewalthandlung, zu der wider sie aufgerufen wird, mit einer Messerspitze Geist. Wie nun aber erregt man nicht das Mißtrauen der Ratten? Wie benimmt man sich ihnen gegenüber unverdächtig? Nähert man sich ihnen freundlich . . . erweckte das nicht erst recht ihren Argwohn? Muß es ihnen nicht besonders auffallen, wenn man so tut, als kümmere man sich gar nicht um sie? Wie wiegt man ein Rattenherz in Sicherheit? Ich habe, bewußt zumindest, niemals das

Mißtrauen der Ratten erregt; aber nun, aufgefordert, es mit Absicht nicht zu erregen, werde ich gewiß befangen sein und am Ende gerade durch die Ostentation, mit der ich das Mißtrauen der Ratten nicht errege, es erregen. Ungeziefer ist ja überhaupt kein praktikabler Feind. Sich mit ihm einzulassen, hindert der Ekel. Weichst du ihm aber aus, so wird es sich der Schärfe dieser seiner Schutzwaffe — des Ekels vor ihm — bewußt, und noch frecher.

Es ist nur gut, daß die Bevölkerung bloß zur passiven Kriegslist des Nicht-Mißtrauen-Erregens aufgefordert wird und nicht dazu, sich bei den Ratten einzuschmeicheln. Das würde der ganzen Aktion einen Stich ins Unmoralische geben.

Ich erlebte vor Jahren etwas mit einer Ratte, in einem ungarischen Nest, wo Überschwemmung war. Das ratlose Tier, getrieben vom wild strömenden Wasser, schwamm und kämpfte mit verzweifelter Kraft, ans Ufer zu kommen. Alle Menschen, die dort standen, folgten den Anstrengungen der Todgeweihten mit sportlichem Interesse. Sie ging unter, kam wieder hoch, strebte dem Ufer näher, wurde zurückgerissen. Es war aufregend, dieses qualvolle Bemühen, dieser unnachgiebige Wille zum Leben. Sooft der Ratte ein kleiner Vorstoß glückte, riefen die Menschen am Ufer: »Bravo!«, und keiner war, der nicht gewünscht hätte, sie möge doch den rettenden Strand erreichen. In der Tat, es gelang ihr.

Mit Applaus empfangen, wie ein siegreicher Kanaldurchschwimmer, kroch sie aufs Feste. Die Leute waren gerührt. So gerührt, daß sie die Ratte ein Weilchen verschnaufen ließen, ehe sie sie beim Schwanzzipfel packten und ins Wasser zurückschleuderten.

DIE JACHT HAT VIER GANZ HOHE MASTE AUS poliertem Holz. Zwischen ihnen spannt sich ein vielverschlungenes, graziöses Geflecht von Stangen und Stricken; es sieht so kompliziert und so zierlich aus wie das Geäder eines lichtdurchschienenen Blattes. Daß sich dieses Tauwerk nie verheddert, nie dem Seemann unlösbare Knoten aufzuknüpfen gibt, ist ein rechtes Wunder (was erlebt man nicht schon mit Schuhbändern!). Jede Stange und jeder Strick der Takelage hat einen Namen, der nach Sturm, Abenteuer, Matrosenlied, Salz und Knabentraum schmeckt. Bezaubernd ist der Wortschatz der Navigation! Ich stand an der Längsseite des Schiffes, sah ins Wasser und fühlte schlicht die Bewegung . . ., doch wie anders wurde mir, als ich erfuhr, ich stünde luvseits und an die Reeling gelehnt!

Die Maste des Schiffes sind so hoch, daß es den Anschein hatte, wir würden unter der Brücke, die den Kanal von Korinth überspannt, nicht durchkommen. Aber der Kapitän lächelte nur auf englisch, als wollte er sagen: es ist dafür gesorgt, daß die Maste nicht in die Brücken wachsen. Wir kamen bequem durch, zur Enttäuschung des Mannes, der oben auf der Brücke stand und sich schon diebisch gefreut hatte, uns splittern zu sehen. Über den Kanal von Korinth, von einem Meer zum andern so gerade gezogen wie ein preußischer Scheitel, ließe sich des langen und breiten erzählen, das heißt des

breiten eigentlich nicht, denn er ist so enge, daß die Schiffe sich ganz schmal machen müssen, um nicht ihre Seiten an seinen steinernen Wänden abzuscheuern. Als wir durchfuhren, stand die sinkende Sonne gerade dem Ausgang des Kanals gegenüber, und ihre wagerechten Strahlen durchdrangen mit so leuchtender Schärfe die Meerenge, als wären sie das Messer, das diese Felsmauern eben entzweigeschnitten. In der Höhe schwebten große Vögel, die wir, da niemand widersprach, als Adler empfanden.

Unsere Matrosen erklettern aus sportlicher Passion die Maste bis zur Spitze. Weil sie das täglich tun, sind sie so mager. Man sollte tun wie sie. Eine Mast-Kur zur Entfettung.

Manchmal fährt das wundervolle Schiff mit Segeln, ich würde gern sagen: mit ausgespannten Schwingen, doch habe ich eine dunkle Empfindung, als ob das schon jemand einmal von einem Segelschiff gesagt hätte. Wie schön, wenn das schlanke Schiffchen mit ausgespannten Schwingen, von Wasser- und Sonnenglanz umsprüht, leicht und lautlos hingleitet, zierlich und doch kräftig, spielerisch und doch selbstbewußt die Wellen schneidet, eine hochgezogene Vollblutjacht, die viele Knoten pro Stunde läuft. Ich könnte angeben, wie viele, aber du, traurige Landratte von Leser, wüßtest dann doch genau so wenig wie vorher. Also lassen wir die

Knoten. »Flying cloud« heißt die Jacht, fliegende Wolke, ein Name, dem das Schiff und der diesem wie angegossen sitzt. Die fliegende Wolke wird mit Öl, nicht mit Kohle geheizt, kein Ruß, kein Gestank, sie ist nach den modernsten Grundsätzen der Jachtologie gebaut und gehört einem Herzog von England, der noch drei Schwestern von ihr im Stall haben soll. Sie ist die jüngste, und die Fahrt, von der ich erzähle, war ihr erster Stich in See, sozusagen ihr Jungfern-Stich. Es glänzte auch Alles an und auf der fliegenden Wolke von Neuheit und Frische, man roch förmlich noch die Holzwolle, in der verpackt sie im Schächtelchen gelegen war.

Die Tage auf solchem Schiff sind paradiesisch, die Regie tadellos, mehr im Stil Reinhardts als Piscators, durchaus danach angetan, dem Gast, der gratis mitfährt, die Illusion zu schaffen, das Leben sei doch schön. Der Täuschung, daß es das sei, unterliegt man allerdings kaum leichter, als wenn man auf solcher Jacht im Frühjahr durch die griechischen Gewässer spazierenfährt, landend, wo es einem Spaß macht, genährt und gepflegt, als gelte es die Aufzucht einer kostbaren Hochrasse, wochenlang abgeschieden von aller Post und Zeitung (bis auf die täglichen Meldungen des Funkers), ausgeliefert einer watte weichen Ruhe, in die gewickelt du die Neurasthenie verlierst, wenn du sie hast, und bekommst, wenn du sie nicht hast, umgeben von lauter goldiger Na-

tur und sagenschwerer Historie. Auf diese ist jedoch kein unbedingter Verlaß. Eines Abends ‚die »flying cloud« glitt fast ohne Reibung, wie auf Schlittenkufen, durch ein sanft murmelndes Meer, die sinkende Sonne vergoldete sechs Karo mit der Quartmajor, die auf dem Tische lagen, da trat unser Patron eilig herein und sagte nichts als: »Meine Herren, Ithaka!« Wir stiegen auf Deck und sahen mit bewegten Sinnen einen dunklen Küstenstreifen, den Rand des Stückes Erde, das dem listenreichen, aber trotzdem göttlichen Dulder Heimat gewesen. Andern Tages las ich in einem sehr informativen, zwecksGebildetseins von mir mitgenommenem Buch, die Forschung wäre längst darüber hinaus, Ithaka als des Odysseus Geburtsort anzusehen. Ganz anderswo steht heute, von der Wissenschaft hingestellt, seine Wiege. Also waren die bewegten Sinne des Abends vorher sozusagen ins Leere gegangen. Doch was tut's? Bewegt sein ist alles, das Warum und Wohin eine Frage von sekundärer Wichtigkeit. Man könnte auch sagen: Auf die Wirkung kommt es an, Ursache ist Nebensache.

Das Schiff hatte acht Passagiere an Bord, keine Frau darunter. Infolgedessen herrschte Freiheit und Friede, jeder konnte tun, was er wollte, und besonders wer gar nichts tun wollte, fand hierzu die herrlichste Dauer-Gelegenheit. Der hagere Engländer übte stundenlang auf einer kleinen Matte den Schwung

des Golfschlägers, der Gastgeber studierte die Schiffskarte, der Pariser Maler und der Schriftsteller aus Salzburg in der Bukowina spielten Karten, ich stand luv oder lee an die Reeling gelehnt und dachte, ohne zu einem erheblichen Resultat zu kommen, über das Leben nach. Sonnenuntergänge hatten wir an jedem Tag mindestens einen, nie verlor das Schauspiel an Pracht und Größe, das Meer erglänzte weit hinaus, und schöne Gefühle der Einsamkeit durchzitterten das weltweit aufgetane Herz.

Diese Reise fand, das auch noch, im Mai statt. Es war in Griechenland im Monat Mai, der Himmel sogar des Nachts himmelblau, das Wetter an einem Tag prachtvoll, am andern herrlich. Oft um die Mittagsstunde stoppten wir auf hoher See, und es entwickelte sich im Schatten der fliegenden Wolke lebhaftes Badetreiben von acht älteren Herren plus einem blühenden Kapitän. Dies zur selben Zeit, als in Berlin Schneestürme und Premièren wüteten. Das kommt alles vom Klima. Wer mit Herzogen von England gut ist, darf seiner spotten. Er setzt sich auf die »flying cloud« und fährt dem Frühling nach, der nirgendwo heitrer lächelt als im Griechenmeer und nur zum geringeren Teil eine kalendarische, zum größeren aber, wie mehr minder alles, eine Geldfrage ist.

POLEMIKEN MÜSSEN SEIN. ZUMAL IN DER ZEITung, die ja ihren Lesern Unterhaltung schuldet. Wenn da zwei sich streiten, freuen sich Tausende. Polemiken zwischen Schriftstellern sind besonders erquickend, weil sie mit besonderer Bosheit geführt werden. Verständlicherweise. Denn in den Kampfspielen dieser Branche geht es um den Kampf, nicht um den Sieg, welcher ja (da kein Schiedsrichter amtiert, der ihn zuteilte) in jedem Fall von beiden Parteien in Anspruch genommen wird. A ist überzeugt, den B, B überzeugt, den A abgestochen zu haben, Familie A sagt: »Du hast den B in der Luft zerrissen«, Familie B: »Soll uns wundern, wenn der A sich überhaupt noch unter Leute traut.« Es geht also beim Streit unter Literaten nicht um den Sieg, der stets beiderseitig erfochten wird, sondern um den Kampf, d. h. um die Haltung in diesem, um die Attitüde des guten fighters, um das Blitzen der Geistwaffe, um die Pose der Überlegenheit, aus welcher den Schluß auf wirklich vorhandene Überlegenheit zu ziehen, der Zuschauer nicht umhin können sollte, um die Grazie des Sprungs und die Härte des Hiebs, mag auch der Sprung eine leere Tanzfigur sein und der Hieb daneben gehen. Man darf ja nicht vergessen, daß der Schriftsteller, anders als etwa sonst ein Künstler oder Politiker oder Wissenschaftler, mit seinem Handwerkszeug seine Streite auskämpft, man kann auch sagen: seine Kämpfe bestreitet, daß er sich also in seinem eigen-

sten Fach blamiert, wenn er in der Fehde versagt. Wer ins Wasser fällt, darf sich dort so ungeschickt benehmen, wie er will: ein Professionalschwimmer darf das nicht.

Die literarische Polemik — fünfundneunzig Prozent aller solcher Händel sind persönlicher Natur, die übrigen fünf Prozent hingegen sind es auch — hat ihre Techniken und Gesetze. Ich will versuchen, die wichtigsten von ihnen im folgenden »kleinen Leitfaden« zu kodifizieren.

Vor allem: verrate in der Polemik durch nichts den feurigflüssigen Kern des Gefühlskomplexes, der dem Gegner gilt, das heißt, verhehle den zentralen Wunsch, den du in des Busens heimlichstem Innern hegst: Der Schlag soll ihn treffen! Unterdrücke deinen Gram darüber, daß der Lenker der Geschicke dir den kleinen, erlösenden Gefallen nicht tut, obschon doch damit der ganze Streit wirklich ideal-schlicht und -sauber erledigt wäre.

Benimm dich im Geistgemenge so, wie du dich im Handgemenge benehmen woltest, wenn es vor Zuschauern stattfände. Wie immer die Situation sei, erwecke den Eindruck, du stündest über ihr. Drücke das mimisch aus, das heißt also hier: durch legeren Tonfall. Droßle deine Wut, schreibe nicht blutunterlaufen, laß deinen Stil nicht ins Schäumen geraten, halte die Diktion trocken, vermeide Sätze, die knirschen, tu kühl!

Trotzdem aber, ich bitte dich, sei scharf! Führe eine Klinge! Laß die verfaulten Zähne des Gegners auf Stahl beißen! Drisch ihn! Setz ihm das Eisen zwischen die Rippen! Kurz, zeige dich der Metaphern und Bilder aus dem Militärfach würdig. Gebrauche zeitweilig (nicht konsequent, zeitweilig!) das Wort »Herr«, wenn du zum oder vom Gegner sprichst. Also nicht: »Kohn nennt mich einen Esel«, sondern: »Herr Kohn nennt mich einen Esel.« Solches »Herr« hat schon was Entkräftendes, leichthin Höhnisches. Indem es ein Wort des Respekts setzt, wo der Respekt selbst offenbar fehlt, betont es dieses Fehlen in so unvergleichlich delikater wie entschiedener Art. Es hebt (im angeführten Beispiel) den Kohn und seine Behauptung gleichsam hoch . . . damit die Lächerlichkeit von beiden besser zu sehen sei.

Seele der Polemik ist natürlich: die Ironie. Falle nicht aus ihr! Tu vom Fleck weg, als ob der Gegner schon so lächerlich wäre, wie du ihn doch erst machen willst, als sei deine Polemik nur Erläuterung eines unbezweifelbaren Tatbestandes. Zeige dich amüsiert. Spiele! Mach': Gulliver besieht sich ein Zwerglein. Halte die Hand vor den Mund, aus merkbarer Besorgnis, dein Atem könnte den Gegner wegblasen.

Es empfiehlt sich, hie und da mit kleinen Bemerkungen die Polemik ganz zu verlassen, auf entlegenes,

am besten auf allgemeines Gebiet hinüber zu schlendern. Dies zeigt, wie wenig benommen du von dem Streit bist, wie beiläufig du die Sache und den Mann behandelst. Man merke, daß du nur mit halber Kraft kämpfst, mit einer Hand nur, und die andere frei hast für das, wonach zu greifen der Augenblick eben verlockt.

Etwas plötzliches Pathos ist sehr gut! Mitten in deiner heiteren Gelassenheit übermannt dich da, sichtlich, rechtschaffener Zorn, einen Augenblick ist die Empörung über den Kerl stärker als der Spaß, den er dir macht. Aber nur einen Augenblick. Dann tut es dir auch schon wieder leid, daß du von deinem Feuer was verschwendet hast um solcher Bagatelle willen, und der heitere Himmel, aus dem der Blitz gezuckt, lacht wieder ironie-blau.

Dankbar sind Polemiken gegen Gott. Er ist ein würdiger Gegner, und hat das freundliche Prinzip, nicht zu antworten. Wie denn auch? Wo denn auch? In der ganzen Weite und Breite des Alls steht ihm keine Zeitung zur Verfügung.

WAS EIN SCHEFFEL IST, WEISS ICH NICHT, ABER daß ich, als Vorleser von Selbst-Geschriebenem, mein Licht unter ihn stelle, weiß ich.

(Einen Augenblick! Im Begriff, meine Erfahrungen als Vorleser zu Papier zu bringen — zu Papier bringen: was für eine sinnreich-boshafte, auf Makulatur anspielende Ironie der Sprache! — merke ich, daß solcher Bericht von dem Pronomen »ich« ganz durchspickt sein müßte. Nun ist »ich« aber ein empfindliches Wort, man soll es nur sparsam in die Feder nehmen; die alten Lateiner, so selbstbewußt sie waren, vermieden überhaupt, sich seiner zu bedienen. Deshalb also geht meine Mitteilung von hier ab in der weniger heiklen dritten Person weiter.)

Der Vorleser, von dem die Rede ist, stellt sein Licht unter den Scheffel, weil er ganz bewußt schlecht vorliest. Nicht mit Absicht, sondern innerem Zwang gehorchend. Lassen wir dahingestellt sein, ob er's besser könnte, wenn er wollte; jedenfalls hat er unüberwindliche Hemmungen, gut zu lesen. Es widerstrebt ihm, durch Akzent, Pause, Tonfall auf Reize der eigenen Arbeit wie mit ausgestrecktem Finger hinzudeuten. Er kann sich nicht selber so protegieren. Es ist ihm unmöglich, den Hörern Zeichen zu geben, wie heiter, rührend, stark ihm selbst das Selbstgeschriebene vorkäme, sie gleichsam auf Knien seiner Stimme zu beschwören, daß es ihnen auch so vorkommen möge. Die Methode

des guten Vorlesers, der bei dem beziehungsvollen Satz beziehungsvoll mit dem Ton blinzelt, bei dem rührenden die Rührung, aufsteigend im eigenen Schlund, nur mit sichtlicher Anstrengung zu drosseln vermag, bei der munteren Wendung aber seiner Stimme direkt eins auf den Klang geben muß, damit sie nicht ins Zwitschern gerate — diese Methode, die nichts unter den Tisch fallen läßt, ist meinem Vorleser fremd. Er bringt es nicht zuwege, vor Publikum sich selbst eine Liebeserklärung zu machen, noch dazu eine mit detaillierten Zärtlichkeiten. Wenn ein Autor das eigene oeuvre schön vorliest, ist es, als höre man zwischendurch sein zärtliches Flüstern: »Ja, wem gehört denn das Geisterl da?« Solche verschämt-arrogante Hemmung, seine Sache gut zu machen, ist das eine große Manko meines Vorlesers. Das andre ist, merkwürdig genug, nicht so sehr Befangenheit, als vielmehr eine Neigung, aus der Befangenheit plötzlich hinabzugleiten ins Wurschtige. Mein Vorleser kommt bald an den Punkt, wo er das Lampenfieber überwunden hat. Dann fällt dieses aber auch gleich ganz tief, bis unter die Contenance: eine Messung ergäbe sublampenfebrile Temperatur. Dem Vorleser selbst macht sich das als Schlafsucht des Willens fühlbar. Ein betäubend starkes, konzentriertes »Und wenn schon« durchdringt ihn ganz, bleierne Gleichgültigkeit senkt sich auf sein Hirn, nur noch automatisch

laufen Aug' und Lippen den Text entlang, die Hörer verdämmern zu unwirklichem, bloß hingepinseltem Publikum, kühl steigt das Überflüssige der ganzen Sache dem Vorleser bis an Herz hinan, Wunsch und Absicht betten sich zur Ruh' im weichen Schoß der Lethargie . . . und erst nach Schluß einer Vortragsnummer der blitzende Applaus, beziehungsweise das donnernde Schweigen, rütteln den Mann auf dem Podium aus seiner Gelähmtheit.

Eine Erklärung für das beschriebene Phänomen wäre vielleicht diese: indem der Vorleser sein Produkt im Munde führt wie der Vater das Kind an der Hand, überfällt ihn plötzlich tiefe Unlust am Familienleben. Er empfindet das Gezeugte als Last, die ihm anhängt, ihn verpflichtet und seiner Freiheit Schranken setzt. Das innere Band zwischen ihm und dem Sprößling reißt, er verliert ihn aus dem Gefühl . . . er schleppt das Kind nur noch mechanisch hinter sich her auf der Promenade.

Vor kurzem erst bestand mein Vorleser sein Debut. In einer kleinen Stadt, die sich ungemein freundlich benahm. Die liebenswerte Familie, welche den Saal, man kann nicht gut sagen: füllte, hatte den Mann vorher zum Abendessen nachher geladen, und so war der Kontakt zwischen Vorleser und Zuhörern schon da, als jener ihn herstellte. Er hielt zu Beginn des Abends eine kleine Stegreifrede, die hier wiedergegeben sei, weil sie ein Muster dar-

stellt, das von jedem Autor jeglicher Literatur, der's zum erstenmal öffentlich macht, ungeändert gebraucht werden kann.

»Ich lese heute zum erstenmal öffentlich, lege vor Ihnen meine Jungfernschaft als Vorleser ab. Obwohl mir die gute Mutter alles gesagt hat, was da bevorsteht und daß es ganz ohne Schmerzen nicht abgehe, bin ich doch ein wenig unsicher. Erstens weil ich nicht weiß, ob, was ich schreibe, überhaupt zum Vorlesen taugt — das Beste liegt in der Luft zwischen den Zeilen und wenn es nicht gelingt, diese Luft mitschwingen zu machen, bekommen sie gewissermaßen nur die schlechtere Hälfte des Textes zu hören — und zweitens, weil ich nicht weiß, ob ich für mein Geschriebenes der richtige Sprecher bin, ob ich ihm als Vorleser vielleicht eher schade als helfe oder am Ende keines von beiden, und dann die komische Figur eines Reiters mache, der neben seinem Pferdchen herläuft. Jedenfalls bitte ich Sie um Nachsicht. Es wäre mir peinlich, wenn Sie von diesem Abend sagten: ‚Heute war ich zweimal bei einer Vorlesung des P: zum ersten- und zum letztenmal«.

GARTEN AM MEER. RUNDUM IST LAUTER Süden, preisgegeben einem unentrinnbaren Réaumur. Blumen hat der Garten nur im frühesten Frühjahr (dann tötet sie die Hitze), doch Grünes in unendlich vielen Schattierungen, zartes und grobes, mageres und fettes, keusches und geiles Grün. Der Ölbaum flimmert silbrig, Lorbeer ist ad libitum da. Auf manchen Bäumen hängt ein Teil des Laubes zu gelbem Zunder verbrannt, als hätte der rüstige Sommer einen Anfall von Herbst erlitten. Die stacheligen Schwerter der Agave haben schwarze, verkohlte Spitzen. Das Meer, vom Garten her und im Dunst und Licht des Mittags gesehen, scheint farblos, wie eingedickte Atmosphäre, wie Luft-Satz. Des Himmels Blau, ausgewaschen und von der Sonne gebleicht, ist weiß, der Mensch braun, die Situationen, in denen er sich befindet, knallrot bis aschgrau.

Das sind die Farben.

Zwischen Garten und Meer stehen niedrige, löcherige Felsen, von den Sommergästen Klippen genannt. In den Falten des Gesteins, von jahrmillionenlanger Höhlarbeit des Wassers eingefurcht, liegen Pfirsich- und Kirschenkerne. Nach weiteren paar Millionen Jahren werden die Falten gewiß noch tiefer sein. Aber was wird dann in ihnen liegen? Vielleicht wieder Obstkerne, falls das Obst jener Zeit noch Kerne haben und falls man sie noch ausspucken wird. Wer weiß, wohin die Entwicklung geht!

Auf der kleinen Wiese, begrenzt von Bäumen und Klippen, entfaltet sich das eigentliche Stilleben. Im Grase liegen: ein Zeitungsblatt, »fünf Hinrichtungen vollstreckt« sagt die große Titelschrift, ein Pingpongball, vom Hunde zerbissen, der umgestürzte Waggon einer Kindereisenbahn, zwei Paar Sandalen, ein Teller mit Brot- und Butterresten. Ferner sind zwei Streckstühle da und ein Grammophon. Jack Smith, der Wisperer, dessen Diskretion auch Sanfte rasend machen kann, verlangt mit gedämpftester Stimme nach a blue room, for two room, und teilt mit, daß ihm, seit er die Süße geheiratet hat, every day is holiday. Mann und Frau, hingelagert in die Streckstühle, lächeln bitter, das heißt sie lächeln nicht, aber bitter. Das Grammophon steht auf dem Rasen; so macht es den Eindruck, als ob die Stimme aus der Tiefe käme, aus einem Grabe. Ein Toter unter der Erde flüstert herauf, daß ihm every day holiday sei. Wem auch eher als einem Toten wäre solche Übertreibung zu glauben?

Nun Stille, lange, vollkommene Ruhe. Von Zeit zu Zeit wird sie durch den Ausruf des Mannes: »Himmlisch, diese Ruhe!« gestört.

Zauberhaft schön ist der Rahmen, den Natur hier gespannt hat. Wie schade, daß er leer ist, denkt die Frau. Sie komponiert Bilder in den Rahmen, zarte und verwegene, solche mit zwei, solche mit vielen Figuren. Der Mann im Liegestuhl ist nicht unter ihnen.

Wüßte er es, es würde ihn nicht kränken.

»Himmlisch, diese Ruhe!« spricht sein Mund, und »hol' sie der Teufel!« flüstern aus der Tiefe seiner Seele, diskreter als Jack Smith, begrabene Wünsche und verscharrte Sehnsucht. Bald ist abermals ein Sommer um, und überhaupt, wie die Zeit vergeht! Nein, die Zeit vergeht nicht, die Zeit beharrt, aber ich vergehe (»und du, Gefährtin, natürlich auch«, denkt er konziliant hinzu). Ihm ist, als sei ihm auferlegt, langsam, immer mehr und mehr, an und in die Erde zu wachsen, Wurzel zu schlagen, unbeweglich zu werden, Pflanze. Mit Schrecken erfüllt ihn die Verwandlung.

Die Frau blickt auf den gestürzten Waggon der Kindereisenbahn. Sie schließt die Augen, versucht sich hinauszuträumen aus den Bindungen ihres Lebens, die liebenswert sind, aber hassenswert, weil sie Bindungen sind. Ihr Herz gibt Klopfzeichen wie ein Gefangener in der Zelle.

»Himmlische Ruhe hier!«

Auf der Wiese steht unter anderen hohen Bäumen ein Eichenbaum, umwunden vom zähen Strang der Glyzinie, die zur Blütezeit berauschend duftet. Wie eine Boa constrictor hat sie ihre würgenden Windungen um den Stamm gepreßt, ihr Blattwerk in das seine mischend.

Glyzinien, sie nennen es Liebe.

ER TRUG EINEN RING AM FINGER, EINEN schmalen Reif aus geschwärztem Stahl, in dem ein Feueropal glühte, dieser seltsame Halbedelstein, der so beunruhigend in seiner Mischung von Roheit und Zartheit, von Farbebekennen und schillerndem Heimlichtun, von Blut und Wasser ist. Dieser Ring war schuld an allem Verhängnis.

Hans, der Ältere, der Verzichtende und Verstehende, blickte starr auf den Ring an Peters Finger. Gewiß tat er ganz unabsichtlich so, und es war Zufall, daß an dem straff gespannten Strahl seines Blicks das Auge des Fräuleins unwillkürlich hinabgleiten mußte - bis zu dem Feueropal im stählernen Reif.

»O Peter! Was für einen aparten Ring tragen Sie da!«

Peter errötete, zog die Hand zurück. Hans schlug bekümmerte Falten in seine Stirnhaut und blickte ahnungslos.

»Ja, er ist ganz hübsch, ein wenig absichtlich originell vielleicht. Ich denke, jetzt fahren wir, ehe es regnet.«

Peter hatte das Gespräch zu brüsk gewendet, die Kurve zu scharf genommen. Seine Stimme schwankte unsicher. Das Fräulein blickte zum klaren Himmel: »Regen? O, woher denn?« Hans leckte sich die Lippen. Er spürte von fernher aufziehende Tragödien. Noch war das Wölkchen ganz klein, weiß, harmlos. Aber Hans hatte schon den ganzen Gewittervorgeschmack. Er liebte Gewitter. Er

konnte stundenlang zusehen, wie die Menschen naß wurden, flüchteten, gegeneinander rannten, totenblaß im Feuerwerk des Wetters.
»Ja also, woher haben Sie denn diesen netten Ring?« Peter schluckte ein wenig. Dann log er: »Von einem Kollegen, von einem Amtskollegen; er schenkte ihn mir zum Namenstag.«
Zur Bestätigung kopfnickte Hans. Er ist nicht einer, der Freunde in Not verläßt.
Das Fräulein wurde nachdenklich: »Jedenfalls ein origineller Mensch, warum stellt ihr mir ihn nicht vor? Warum ist er nie in eurer Gesellschaft? Bringen Sie ihn morgen mit, Peter. Wir langweilen uns ja ohnehin schon ganz gehörig zu dritt.«
»Weiß Gott, ja,« rief Hans und machte seine Stimme weich, schmiegsam, wärmend. Peter aber meinte: »Jetzt sollen unsere schönen Abende durch fremde Menschen gestört werden?«
»Also bitte, dann nicht!« Die Dame, indem sie so sprach, knöpfte ihr Jäckchen übertrieben energisch zu, als wolle sie sich vor den beiden Herren enger abschließen. Dabei machte sie ein Gesicht, in dem fabelhafter Hochmut lag und gleichzeitig aller Schmerz einer mißhandelten Gefangenen.
»Eine schlechte Technik, Peter, glaube mir! Principiis obsta! Das heißt: Erfülle die Wünsche der Freundin sofort, ehe sie Zeit haben, fixe Ideen zu werden.« Hans sagte das, als sie ohne die Frau heim-

wärts gingen, in seinem leicht spöttischen, preisgebenden Ton, der wie ein Schwamm über den Ernst von Situationen wischte und ihn tilgte. »Eine schlechte Technik!«

Peter, erbittert: »Ich bin kein Techniker.« Er versank in Mißstimmung, schritt mit hastigen, wie erbosten Schritten weit aus. »Jetzt wird sie sich in diese dumme Marotte verbeißen und mich zur Verzweiflung bringen.«

»Es hätte Dir auch was Gescheiteres einfallen können, als der Amtskollege. Warum hast du nicht lieber gestanden, daß du den Ring von deiner ehemaligen . . .«

»Das hätte dir gepaßt! Weil du ganz gut weißt, wie eifersüchtig sie auf ihre Vorgängerin iſt.«

Hans blinzelte gekränkt. Wie man ihn mißverstand. Wollte er dann was? Stand er nicht freiwillig zurück von jeder Werbung um die Frau, die auch er liebte und vielleicht inniger als der, dessen Beute sie geworden war?

Am andern Abend setzte das Gewitter sofort ein. »Wo ist Ihr Freund?« »Krank.« Hans rief bedauernd: »Tj! Tj!« Und da das Fräulein merkte, wie quälend das Thema für Peter war, ließ sie den ganzen Abend nicht locker. Immer wieder kam sie auf den kranken Freund zu sprechen. Wie er heiße? Wie er aussehe? Wess' Geistes er sei?

Peter erfand aus dem Stegreif einen kompletten

Menschen. Erst log er stotternd und stockend, dann immer freier, schließlich mit einer Art verbissener Lust am Schwindeln. Das Fräulein wurde angeregt und lebhaft, sie wippte in ihrem großen Korbsessel, schnupperte den süß-herben Duft neuer erotischer Verwicklungen. Beim Verlassen des Restaurants kaufte sie dem Blumenmädchen einen Strauß ab, gab ihn Peter. »Bringen Sie das Ihrem kranken Freund von mir.«

Eine Woche lang blieb der Freund krank. Peter überlegte, ob er ihn nicht sterben lassen solle. Er fand aber nicht den Mut dazu. So genas der Kranke allmählich. Grüße zwischen ihm und dem Fräulein gingen durch Vermittlung Peters hin und her, der allmählich Angst bekam vor dem selbst erschaffenen Gespenst.

Hans meinte, sie müßten es ihr doch endlich eingestehen. Peter, bleich: »Du wirst doch nicht?« »Wie kannst du nur so etwas denken? Aber einmal muß man ihr doch sagen, daß der Mann gar nicht existiert.«

Die Abende wurden furchtbar. Ihre Neugier kreiste um den Unbekannten. In jedem Danebensitzenden witterte sie ihn, der sich heimlich angeschlichen habe, da man ihn anders nicht zu ihr lasse.

»Verstehst du, Hans, wie sie sich in einen nie erblickten Menschen verlieben konnte? Denn sie ist direkt verliebt in das von mir erfundene Geschöpf.«

»Er ist nicht da! Deshalb!! Kennst du die Weiber? Je nichter einer da ist, desto mehr ist er da. Der Andere hat immer recht, einfach weil er der Andere ist . . . er braucht sogar nicht einmal auf der Welt zu sein! Den sie nicht hat, der hat sie«

Peters Herz krampfte sich vor Eifersucht wider einen, der nicht lebte, wider ein Gespenst. Und mit Entsetzen merkte er, daß sie von der Umarmung des Gespenstes bereits ein Kind unterm Herzen trüge: ein kleines Hysteriechen.

Deshalb erfand er schleunigst eine Braut des Mannes in Südamerika, zu der der Freund, mit Hinterlassung von Schulden und ohne auch nur Adieu zu sagen, abgedampft sei.

Das traf. Sie blickte stumm und haßerfüllt auf den Erzähler.

»Liebst du ihn denn? Sag's doch!«

»Ich habe nur ihn geliebt, immer nur ihn, vom ersten Augenblick an nur ihn, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn, ich werde ihn immer lieben.«

Peter zog den Ring, den er seit jenem ersten Abend nicht mehr getragen hatte, aus der Tasche und steckte ihn, bebend vor Wut, an den Finger.

Schweigend saßen beide, untergetaucht in Not und Verwirrung. Der dritte, Hans, zischelte leise: »Immer den Andern, du Treue, dir selbst Getreue!« Er merkte aber, daß der Freund vor Erregung zu platzen drohte. Und so war es Zeit, Ventile zu öffnen.

Hans brauchte bei seinen erotischen Abenteuern immer einen, der ihm die Unbequemlichkeiten der Beziehung abnahm, er konnte Peter nicht entbehren. Für sich reservierte er: Die unglückliche Liebe mit Gelegenheits- und Zufallsgenüssen. Die Beschwer des Glücks aber, das ganze grobe Gepäck ließ er neidlos den keuchenden Andern schleppen. So langte er nun über den Tisch hinüber nach Peters Hand, drückte sie, begann, in einem halb ironischen, halb dunklen Ton von der hohen Solidarität der Männer zu sprechen. »Es wäre eine gute Sache,« sagte er, »einmal zu schildern: wie eine Frau zwei Männer für sich und gegen einander aufreizt. Wie sie mit einem Blick den einen, mit einem Druck ihres Knies den andern zu vergiften trachtet, wie aber die Gefühle der Männer, vom Instinkt der Abwehr wider den gemeinsamen Feind geleitet, in einem heimlichen Händedruck sich treffen, einem Händedruck, zwischen dem das Weib einfach zermalmt, auf Null reduziert wird.«

Und hierbei ruhte seine linke Hand herzlich auf jener Peters — von der giftig der Feueropal schielte —, indeß seine rechte, hinter den breit herabhängenden Rändern des Tischtuchs geborgen, die kühlen weißen Finger der Frau streichelte. Betrübten Auges und froher Seele sah er vom Nachthimmel des Liebeskonflikts sein eignes Sternchen verheißungsvoll herablächeln.

ZAHLLOSE MENSCHEN KÖNNEN SCHWIMMEN. Das hilft ihnen im Wasser fort, wenn auch nicht sonst im Leben. Viele schwimmen sehr schnell, andere schneller, manche am schnellsten, aber ein einziger noch schneller als diese Schnellsten; zumindest über gewisse Strecken. Er heißt Arne Borg, ähnlich wie sein Landsmann, der Schriftsteller Arne Garborg, dessen Romane »Bauernstudenten« und »Bei Mama« in den neunziger Jahren die Jugend, auch die deutsche, enthusiasmierten. Aber wo sind die neunziger Jahre, und wo sind wir!

Über Distanzen von dreihundert Metern aufwärts schwimmt Arne Borg rascher denn jemals ein Mensch, seit es Stop-uhren gibt und Zeitnehmer, geschwommen ist. Es sind natürlich nur Sekunden oder Bruchteile von Sekunden, um die der Mann früher den Zielpfosten berührt als die Schnellsten ... aber aus den paar Sekunden erwächst ihm was sozusagen Ewiges: Ruhm, der große Name (welcher, wie Schiller apodiktisch behauptet, noch lebt, wenn der Leib zu Staub zerfallen), Unsterblichkeit. O schöner Zauber solcher Sekunden, die einer nicht gebraucht hat! Lorbeer, laurus sempervirens, umblüht, Gold berieselt sie, die Schwärmerei der Jünglinge entzündet sich an ihnen, und der mörderische Appetit der Frauen, der in den neunziger Jahren, wo sind sie hin?!, Liebe hieß.

Warum fasziniert große sportliche Leistung die Massen weit mehr als große Leistung auf anderem Gebiet?

Weil in ihr die Komponente: Begabung zurücksteht gegen die Komponenten: Fleiß, Willenskraft, verbissenes Beharren. Die Vollendung, der Rekord, die Spitzenleistung im Bezirk des Sports liegen auch für den Patzer und Dilettanten in geradliniger Verlängerung des eigenen Könnens. Der Schwimmweltmeister etwa ist nur eine höchste Steigerung des gemeinen Fluß- und Teichschwimmers, und dieser huldigt seinem eigenen Superlativ, wenn er dem Arne Borg zujubelt. Im Rekord verehren wir die ungeheure Leistung, an der nichts vom Himmel gefallen, das heißt: die von keinem Tropfen Genie getrübt ist. Sportliche Meisterschaft begeistert uns, weil da was Großartiges ohne mystische Voraussetzung (eben Genie) zustande kam. Der es vollbrachte, verdankt das gewissermaßen sich selbst, nicht den Göttern.

Arne Borg, wie gesagt, schwimmt um Sekunden rascher als die Raschesten.

Wegen dieser paar Sekunden war der Bürgermeister zwei Stunden im städtischen Bad. Ein schöner Augenblick, als der Bürger- dem Weltmeister die Hand schüttelte. Es war überhaupt schön und festlich. Draußen Nacht, Herbst, kühl; drinnen, im Schwimmbad, hell und sommerwarm. Tausend Fähnchen wimpelten, Licht aus Bogenlampen spiegelte sich im Glas und Eisen der hohen Halle und in des Badebeckens kristallblauem Wasser, Jünglinge und Mäd-

chen saßen daran, dichtgereiht, ihre wilden Rufe erschütterten die Luft (und den Glauben an die Zukunft des Theaters), ihre tobende Erregung hetzte die Kämpfenden wie Todesangst, ihre schmitzenden Schreie hakten sich förmlich in die Schwimmer ein, rissen ihnen die letzten Sekundenteilchen heraus, die sie noch in sich hatten. Wo ist das hohe Drama, dem die Zuschauer mit solcher Leidenschaft, Anteilnahme, Spannung folgen würden, wie hier schon einem simplen Rückenschwimmen der Damen über dreihundert Meter? Beklagenswertes Theater, wo bist du? Beiläufig dort, wo die neunziger Jahre sind.

Was aber den Weltschwimmeister betrifft . . . so was an Tempo von einem Schwimmtempo hat die Welt noch nicht gesehen. Er schwimmt, dieser hagere, jungenhafte Mann mit den lachenden Augen und den erstaunlich vielen Zähnen im Oberkiefer (deren er noch mehr hätte, wären ihm beim Wasserball nicht vier herausgeschlagen worden) . . . er schwimmt nicht, was zu sagen ja wirklich nahe läge: wie ein Fisch. Nein, ein Fisch schlechtweg reicht nicht aus zum Bilde. Er schwimmt wie ein geheizter Fisch, wie ein Eil-Fisch, poisson rapide, wie ein aus der Pistole geschossener Fisch. Schon ihn ins Wasser steigen, besser: schlüpfen zu sehen, in weichem, langem, fast das halbe Bassin durchmessendem Schwung, ist ein Vergnügen. Und wie

er dann auf und unter der Oberfläche hinflitzt — dem flachen Kiesel, der in Sprüngen übers Wasser jagt, nicht unähnlich — wie er, indes die Füße als Propeller im raschesten, aber gleichmäßigsten Takt arbeiten, mit langen Griffen sich am Wasser, als wär's ein gespannter Strick, entlang zieht, das ist nun zum Entzücken gar. Heißt es von ihm, im Wasser sei er »in seinem Element«, so stimmt das zwiefach. Hier hört Metapher auf, eine zu sein. Auch wie der Weltmeister zurückkommt aus dem Kampf, ist was Wunderbares. Man kann ja von ihm nicht gut wie von einem edlen Vollblüter sagen: er käme staubtrocken aus dem Rennen. Aber so ähnlich ist es. Sein Atem geht, trotz Rekordzeit, ganz ruhig, keine Spur von Krampf ist in den Mienen, die Anstrengung hat ihn geradezu erfrischt, so daß er auch gleich wieder ins Wasser gleitet, um die Schwimmethoden der Großen seiner Branche karikierend nachzuahmen. Alles freut sich, alles lacht, am meisten er selbst, sämtliche Zähne zeigend minus vier, gelassen im Wasserballspiel. Seine Bewegungen beim Schwimmen, sagen die Fachleute, sind von höchster Zweckmäßigkeit. Darum haben sie auch Grazie: das Adelszeichen, das Natur vollendet richtiger Bewegung verleiht.

Er ist ein Prachtjunge. Und verdient, was er verdient.

TIERE, AUSSER MAN ZWINGT SIE DAZU, HABEN keinen Beruf. Ihr Anspruch auf Freiheit, Nahrung, Wohnung, auf Liebe und andere kriegerische Vergnügungen wird erfüllt, ohne daß sie sich erst Anspruch auf solchen Anspruch verdienen müßten. Der das Unkraut auf dem Felde kleidet und die Wanzen nährt, schenkte allen seinen Kreaturen das Leben und das Lebensnotwendige bedingungslos.

In die Kultur geraten, hat das Tier für sein Futter etwas zu leisten. Die Gefangenschaft macht sich dem Pferd u. a. dadurch bemerkbar, daß es jetzt seinen Hafer »verdienen« muß. Per aspera ad astra, durch Schweiß zum Fraß. Selbst der Luxushund hat nur scheinbar nichts anderes zu tun, als Hund zu sein. In Wirklichkeit muß er immerzu Komödie spielen, Übermut oder Liebe heucheln, und ist besonders mimisch, durch das treue-Augen-Machen, sehr überanstrengt. Der Wiener Volksschriftsteller Friedrich Schlögl erzählt von einem Schuster in der Vorstadt, der dem Finken, den er im Käfig hielt, um den Fuß einen Faden gebunden hatte, an dessen anderem losen Ende ein Stückchen Blei befestigt war. Das schleppte der Fink bei jedem Hüpfer mühevoll nach. »Er soll nur was arbeiten für sein Fressen,« sagte der Schuster, »ich muß es ja auch!«

*

Der zivilisierte Mensch hat einen Beruf. Dieser dient gleichsam als Schale, als Form, in die sich

das glühende Sein des Menschen, damit es nicht gestalt- und zwecklos auseinanderlaufe, ergießt. In Wirklichkeit stellt sich die Sache anders dar: das Sein erkaltet und erstarrt zur Form, in die der Beruf, sie ausfüllend, hineingetan ist. Was sonst noch drin, spielt, meist nur als sogenanntes Privatleben, eine klägliche und sekundäre Rolle. In den Fällen, wo es anders ist, wo der Mensch tut, als sei er um seiner selbst willen da, stehen wir vor dem Phänomen des Lumpen, des Träumers, des unnützen Mitglieds der Gesellschaft. Einen Menschen ganz ohne Beruf können wir uns gar nicht recht vorstellen. Er wäre so was Abstruses wie eine Uhr ohne Zifferblatt und Zeiger (wozu läuft denn das Maschinchen?), wie eine Tante, deren Geschwister nie Kinder gehabt haben, wie ein obdachloser Schwerpunkt. »Ich bin . . .«, ohne daß was nachkäme, heißt, obschon es ein erschütternd großartiges Faktum ausspricht, in anständiger Gesellschaft gar nichts, »Was bist du?« lautet die Kernfrage, vor der in Nichts vergeht, wer ihr keine Antwort weiß. Der Mensch ist, was er ist.

*

Besonders in Berlin

Hier kann man es mit freiem Auge sehen, daß der Beruf den Menschen ausübt, nicht umgekehrt. Hier versteht keiner die Kunst, sich aus dem Interessenkreis, in den er gebannt ist, auch nur für

kurze Weile hinauszuzaubern. Hier bibbert auch, wer stille steht: wie angekurbelt und nur gebremst. Hier hat das Geschäft seinen Mann und läßt ihn nicht los, selbst in den müßigsten Mußestunden nicht, und auch in des Feiernden Brust taktet ohne Aufhören der Motor des Berufs. Mit hörbarem Gesumm. Es mischt sich in die Melodie der Ruhe, selbst in die des Vergnügens, und ganz auszuschalten ist es, wie die Nebengeräusche im Grammophon, niemals. Angelus Silesius forderte, daß der Mensch seinen Gott stets »in sich« trage. In Berlin tut er das. Und dieser Gott hat so viele Namen, als die Arbeit, das Geschäft, das Métier Namen haben. Auch Geselligkeit sänftigt nicht den Berufskrampf, löst nicht die Spannung in der Brust des deutschen Mannes. Selbst um den munteren Wirtshaustisch knistert von solcher Spannung die Luft, wein- und friedevoll an des Freundes Busen gelehnt, hörst du in diesem die Interessen kochen. Hier läßt keiner, hier läßt es keinen locker. Und der entspannte Mensch kommt nur ganz sporadisch vor, etwa im Dickicht des Schwannecke oder im fruchtbaren Tal des Mutzbauer, wo die Wiener weiden.

Dieser Volksstamm hat nämlich in ganz außerordentlichem Maß die Fähigkeit der Entspannung. In Wien unterbricht der Mensch, begibt er sich ins Gesellige, den Stromkreis der Berufsinteressen, in den er sonst eingeschaltet ist: der Nachbar wird

durch Induktion nicht beunruhigt. Aus solcher Fähigkeit der Entspannung und inneren Lockerung erklärt sich das Phänomen der Wiener Gemütlichkeit, die keineswegs nur, wie eine irregehende Forschung meint, das Produkt langer Aufzucht durch Zwetschkenknödel und adäquate Literatur ist.

*

In dem kleinen Gebirgsort am See baute der ganz reiche Mann sich ein ganz großes Haus. Fremde Gesichter erschienen in der Wirtsstube, wo wir mit den Fischern und Holzknechten saßen. »Wer ist das?« »Das? . . . Das ist der Baumeister vom Herrn X.« »Und das?« »Das ist sein Gärtner.« »Und das?« »Sein Friseur.« »Und das?« »Sein Tennislehrer.« Und so weiter. Hiernach fragten wir nicht mehr, sondern spielten: Beruf erraten. In einem düsteren Herrn, der immer Handschuhe trug, vermutete ich den Privattotengräber des Herrn X. (warum sollte sich ein reicher Mann solchen Luxus nicht leisten?), es war aber nur sein Pressechef.

Dann suchten wir überhaupt nach idealen, leichten, angenehmen Berufen. Der schönste, den wir fanden, war: Verkäufer von berußten Gläsern bei Sonnenfinsternissen. Ein Vermögen wäre ja mit diesem Beruf, wenn man sich auf ihn spezialisierte, kaum zu erwerben . . . aber viel freie Zeit hätte man.

ER WAR EIN KLEINER UNZUFRIEDENER. ER sprach täglich mit etwa zehn Leuten und schrieb, sagen wir, siebzehn Briefe. Er war ein Sandkorn am Ufer des Geschehens.

Jetzt sitzt er im Mittelpunkt der Ereignisse.

Jetzt bestimmt er mit die Geschicke seines Vaterlandes und vielleicht die Europas, die der ganzen Welt.

Millionen Menschen recken, ihn zu sehen, den Hals. Wenn alle Stimmen, die heute seinen Namen sprechen, zugleich laut würden, gäbe das einen Schall, den die Marsbewohner hören müßten.

Da sitzt nun dieser Mann, dieser Niemand von gestern, vor seinem Schreibtisch und macht Weltgeschichte. Die Ereignisse, von denen er wissen, die er lenken, nützen, abwehren muß, stürzen auf ihn ein wie hunderttausend Klafter hohe Wellen. Und es schwemmt ihn nicht weg? Und er kennt sich aus? Und faßt Entschlüsse? Und sichert ihrer Durchführung ein Höchstmaß an Wahrscheinlichkeit?

Sieht sein Auge, was es sehen muß, um zu übersehen — und fällt nicht in der Raserei solcher Arbeit aus seiner Höhle? Denkt sein Hirn alles, was es denken und durchdenken, und so scharf, wie es denken und durchdenken muß — und wird nicht getilgt, zerätzt, zerfressen, als läge es im konzentriertesten Schwefelsäurebad? Spürt sein Wille das Gewicht von Ewigkeiten, das an jeder Minute hängt

— und taumelt und stürzt nicht unter solcher Last wie ein hilflos Trunkener? Fühlt sein Herz, was es durchfühlen muß — und verlodert nicht zu Asche?

Nie werde ich's verstehen, wie solcher Mann es fertigbringt, alles zu tun, was er zu tun hat.

Wie findet er sich mit dem »kleinen Leben« ab? Hat er zu irgend etwas Zeit?

Hat er Reflexbewegungen? Darf er welche haben? Hat er noch ein äußeres und inneres Privat-Ich? Darf er es haben?

Putzt er sich des Morgens die Zähne?

Und wenn ihm der Hemdknopf unter die Bettstatt rollt, kriecht er nach und schimpft über den Hemdknopf? Und klopft dann, gebeugt, den Staub vom Hosenknie?

Liest er in der Zeitung nicht nur Politik, sondern auch (und perzipiert sein Hirn die Nachricht?), daß Frau Pollitzer ihrem Mann ein Ohr abgeschnitten hat? (Und denkt er sich da etwas über Liebe und Weiber?) Oder daß gestern, zehn Schritte von seiner Wohnung, eine alte Dame von der Tramway überfahren wurde. (Und stellt er sich dabei vor, wie die alte Dame tot auf dem Gleise liegt?)

Schneidet er die Zigarre mit dem Taschenmesserchen ab, in zwei Kerben, zündet sie sorgfältig an, knipst das Zündholz aus und deponiert es in den Aschenbecher, und fällt ihm auf, daß das blaue Email des Aschenbechers einen Sprung hat?

Bemerkt er, daß seine Freundin eine neue Frisur trägt, und vergißt er nicht, ihr zu sagen: »Diese Frisur kleidet dich sehr vorteilhaft«?

Im Mittelpunkt der Ereignisse — denke ich — muß es so sein wie im Mittelpunkt der Erde. Feurigflüssig. Kein Leben, nur Energien. Nur Hitze.

Ich werde nie verstehen, wie ein menschliches Wesen sich dort biologisch behaupten und sein eigenes Stimmchen im Geheul der kreißenden Materie noch hören kann.

DIE GÄSTE GEHEN IN WEISSEN KLEIDERN, und das Leben freut sie, wenn auch manche hie und da über Magenverstimmung klagen und über das unpünktliche Eintreffen des Morgenblatts. Sie haben herzige Kinder und herzige Hunde, führen Konversation in mehreren Sprachen, spielen Tennis, Karten und mit der Liebe. Dem Meer, das Körper und Geist zum Bade lädt, widmen sie anerkennende Worte, seine Majestät, Gewalt, Schönheit wird in vielen Zwiegesprächen am Strande und abends auf der flutbenetzten Terrasse gerühmt, besonders das Gefühl unendlicher Weite, zu dem es verhilft, erschüttert auch Schweigsamen die Lippe. Bezaubernde Frauen sind unter den Hotelgästen, gute Väter, geduldige Mütter, Herren, die das Geschäft, mit dem sie Geld machen, aus dem doppelten F verstehen, sportgestählte Fräuleins, nachdenkliche Männer und solche, die sich von keinem was gefallen lassen, gute Menschen, die es nicht ertragen können, daß jemand in ihrer Nähe vor Schmerzen wimmere, Belesene beiderlei Geschlechts, und gewiß auch interessante Exemplare Mensch, vielleicht Bösewichter von Format oder Lebenskünstler mit besonderer Note oder Leute, die, wenn sie eine kleine Niedertracht begangen haben, sie nicht durch eine größere ausgleichen wollen.

Der Hotelier ist ein höflicher Mann. Ehe er, mit schelmischem Lächeln, grüßt, tritt er einen Schritt zurück. Seine Höflichkeit kompensiert die Mängel

der Nahrung, die er verabreicht. Es wird einfach bei ihm gekocht und schlecht, aber die Speisekarte ist schön und abwechslungsreich. Dreimal in der Woche gibt es Salatblätter in angesäuertem Wasser, Dienstag heißen sie salade laitue, Donnerstag salade verte, Sonnabends salade de saison.

Nach dem Essen, wenn die Gäste ruhen wollen von den Strapazen der Erholung, spielt das kräftige ungarische Kind in der Halle des Hotels Klavier. Peter, die Dogge mit dem furchtbaren Gesicht, das aussieht wie eine deutsche literarische Polemik, vergräbt den Kopf zwischen die Pfoten, um nichts zu hören, doch der junge Mann, der den Lift bedient, ist dankbar für die Abwechslung, die ihm das Singen bedeutet.

Er ist blaß, wodurch man ihn, auch wenn er nicht ein so sympathisches Gesicht hätte, sofort von den braungebrannten Gästen unterschiede. Wenn er nicht beschäftigt ist, sitzt er in einer Ecke des Raums, den Kopf mit geschlossenen Augen an die Wand gelehnt, deren weiße Tünche dort auch schon einen Fleck hat, oder er marschiert langsam auf und ab, oder er liest. Und zwar: »Märchen aus Tausendundeiner Nacht«. Das Sonderbarste ist seine Haltung. Er hält die Arme an den Leib gepreßt wie ein Embryo, die Hände fallen schlaff aus dem Gelenk. In solcher Haltung, mit seiner Schmalheit und Blässe, macht er den Eindruck eines Menschen-

kindes, das, wäre es rechtzeitig gefragt worden, ob es geboren zu werden wünsche, nein gesagt hätte. Er hat, scheint es, Heimweh nach dem Mutterleib, aus dem er ins Exil gestoßen wurde. Dreihundertmal mindestens fährt er tagsüber mit seinem Lift auf- und abwärts, mit den Jahren gibt das eine furchtbare Strecke, so weit etwa wie von Mensch zu Automat, von Sinn zu Stumpfsinn. Wenn er oben ist, muß er immer wieder hinunter, und wenn er unten ist, immer wieder hinauf, ein rechtes Symbol für die Vergeblichkeit menschlichen Wollens und Nichtwollens. Stets zeigt er dasselbe weder freundliche noch unmutige Gesicht, das ich doch als einziges von allen Gesichtern, die ich an jenem schönen Strande erlebt habe, zeichnen könnte, wenn ich zeichnen könnte. Er ist wortkarg. Gewiß hat er sich noch niemals über die Majestät des Meeres geäußert, und es macht ihn auch kaum nervös, wenn die Zeitungen verspätet kommen. Eines Nachmittags aber sah ich ihn in der leeren Hotelhalle am Klavier stehen und mit dem Zeigefinger auf den Tasten Melodie zusammensuchen.

Blaß ist auch der lange Kellner, der den schwarzen Kaffee zuträgt, als Unteroffizier gesetzt über eine schön geordnete Kompanie klirrender Kannen und Täßchen. Die Frackärmel und -hosen sind ihm viel zu kurz, oder eigentlich er ihnen viel zu lang, denn hier zog ja wohl das Kleid den Menschen ein, nicht

er es an. Der Lange scheint das Aschenbrödel unter den Kellnern, ein geringer Anhang ihrer Gemeinschaft, wie sein Arbeitsding, der schwarze Kaffee, ein Anhang des Menüs. Alle sind besser gekleidet als er, schreien mit ihm herum, behandeln ihn wie einen Stief-Menschenbruder.

Jeden Abend, gegen 8 Uhr, kommt die kleine bucklige Schneiderin, überm Arm ein paar geplättete, gerichtete, von Flecken gereinigte Kleider, in denen die Damen nach dem Souper tanzen werden. Man wartet schon immer sehr ungeduldig auf die Bucklige. Ihr Gesicht ist (wie das des Mannes, der den Lift bedient, und des langen Kellners, der den Kaffee zuträgt) von Ausdruck verlassen, ein Mienenspielplatz, der nicht benützt wird. Wenn sie im Flur dem Portier begegnet, Gästen oder gar dem Hotelier, geht sie am Lift vorbei die Treppen hinauf. Sieht es aber niemand, dann öffnet der junge Mann, ohne Wort oder Zeichen der Einladung, die Aufzugtüre, und die Schneiderin, ohne Wort oder Zeichen des Danks, folgt dem stummen Anerbieten.

Wenn ich an das Strandhotel denke, so denke ich an Hitze, an ferne »Eins-zwei«-Rufe des Schwimmlehrers, an eine amorphe Masse von Speisenden, Plaudernden, gut Aussehenden, an drei Gespenster, vor deren blasser Wirklichkeit die braunbackige ringsum gespenstisch erschien, und von denen eines Märchen las.

Hätte ich, um bei Märchen zu bleiben, Geld, so würde ich der buckligen Schneiderin ein Automobil kaufen, dem Kellner einen Frack nach Maß, dem Liftmann aber das Strandhotel, wenn auch vielleicht eine seiner ersten Chef-Anordnungen wäre, Personal und Lieferanten die Benützung des Aufzugs zu verbieten.

MAN MUSS UNTERSCHEIDEN ZWISCHEN: INtelligent, klug und gescheit.

Intelligent, das sagt noch nicht viel. Intelligent heißt: begabt zur Klugheit. Es gibt dumme intelligente Menschen; ihre Begabung zur Klugheit hat sich eben nicht entwickelt, bleibt ein Leben lang in der Knospe, aber sie ist immerhin, unübersehbar, da. Intelligent ist ein Versprechen. Ob es gehalten wird, steht dahin. Wenn wir von einem Menschen recht betont aussagen, er sei intelligent, ist das eine Anerkennung mit Nebengeräusch; welches herrührt von dem Negativen, das in solcher Anerkennung mitschwingt. Ähnlich etwa, wie wenn man von einer Frau rühmt: »sie hat schöne Augen«, oder gar: »schöne Augen hat sie!« In der Betonung dieser Schönheit werden kräftig mitbetont die Schönheiten, die die Frau nicht hat.

Klug, das ist schon was Besseres. Klug heißt: aufgetan der Welt, so daß sie von vielen Seiten herein kann. Der Kluge hat Witterung für Fernes, Verstecktes, Blick für nicht offenkundige Zusammenhänge, Tastgefühl, das die Einzelfäden auch im dichten Gewebe spürt und unterscheidet. Im klugen Kopf sieht es aus wie in einem gut gepackten Koffer: der Raum ökonomisch ausgenützt, alles leicht zu finden, vor Bruch und Schaden gesichert. Schärfe und Raschheit, das radikale wie das abgekürzte Denkverfahren, sind nicht der Klugheit Sache. Klugheit nimmt von den Erscheinungen genauen Ab-

druck: das deutet schon auf eine gewisse Weichheit der aufnehmenden Substanz. Großes ist mit ihr nicht anzufangen, Außerordentliches würde uns vom klugen Kopf so überraschen wie Ekstase vom kühlen. Von klug zu genial ist weiter als von unklug.

Der Komparativ von klug aber heißt: gescheit. Gescheitheit trifft fernhin, wenn auch daneben, und überallhin, auch wo es gar keine Ziele gibt. Ein Blitze-Bündel ist ihr heraldisches Zeichen. Sie ist von sich überzeugt und deshalb so unausstehlich. Sie ist schöpferisch, indem sie Zusammenhänge herstellt, wo keine sind, alles beweist, inklusive des Gegenteils, und auch das Klarste durch Dialektik verwirrt. Gescheitheit dringt kaum in die Tiefe der Erscheinungen, aber sie kommt ihnen dahinter. Und dort bleibt sie, den Blick aufs Gesäß der Welt gerichtet (Weltanschauung). Der Gescheite zweifelt an allem, außer an seiner Gescheitheit. Größe erschreckt ihn nicht, denn sie ist relativ, und mit dem göttlichen Funken, wenn er ihn hat, zündet er sich die Zigarre an.

Es gibt keinen Menschen, der sich nicht für gescheit hält. Und selbst wer von der eigenen Dummheit überzeugt ist, nimmt noch diese Überzeugung als stringenten Beweis für seine Gescheitheit.

Ich kenne vier Leute, von denen jeder glaubt, er sei Weltmeister im Hirn-Spiel. Keiner der vier

vermag sich vorzustellen, daß es noch einen Gescheiteren als ihn geben könne. Zwei sind Psychoanalytiker, die anderen zwei Frauen ohne näher bestimmbares Leiden.

Der eine von den Analytikern hat zu den Nebenmenschen eine Beziehung wie etwa zu den Fischen im Aquarium. Eine gläserne Wand trennt ihn von ihnen. Sie leben in einem anderen Medium, sind stumm, auch wenn sie den Mund noch so weit aufmachen, können ihm also natürlich nichts sagen. Bei gutem Lichteinfall sieht man ihnen mühelos unter die Haut.

Der andere ist von Natur gütiger. Er begegnet mit Toleranz dem eitlen Wunsch des vernunftbegabten Menschen, ein solcher zu sein. Den Gipfel der Zugeständnisse, die er im Gespräch macht, markiert der Satz: »Sie haben recht, Sie wissen nur nicht warum.«

Die zwei Frauen reden oft miteinander über ihre unerhörte Gescheitheit. Leidenschaftslos, wie man über eine causa judicata redet, mit der man sich eben abfinden muß. Einmal erörterten sie die Frage, welche von ihnen vielleicht doch noch um eine Nuance gescheiter sei als die andere. Daß es sich da wirklich nur um Nuancen handle, war klar. Die eine wies darauf hin, es gäbe keine Materie, über die sie nicht nach kurzer Vorbereitung mitreden könne, keinen Gedankensprung, den sie nicht

täte, ohne zu stürzen, keinen Menschen, und schleudere er sich noch so hoch, den sie nicht aus der Luft finge wie der Jongleur den Ball.

Die andere sagte: »Das kann ich alles auch, und außerdem kann ich zugleich in einer Situation und über ihr sein. Ich kann, während ich mit einem Mann im Bett liege, a) sowohl den Reiz der Sache restlos ausschöpfen, als auch b) ihren Hergang wissenschaftlich-exakt beobachten und c) die Lächerlichkeit des Partners wie die eigene genießerisch auskosten.«

»Da ist nichts dabei. Das kann ich alles auch und außerdem noch d) in Gedanken an meinem Roman weiterarbeiten. Übrigens: wie weit kannst du dich von dir selbst entfernen?«

»So weit, daß ich mir gegenüberstehe wie einem ganz gleichgültigen Fremden.«

»Und ich so weit, daß ich Schadenfreude empfinde, wenn es mir schlecht geht.«

Da konnte nun die andere nicht mehr gut drüber. Deshalb äußerte sie auch nur: »Das Ich ist das größte Hindernis auf dem Wege zur Selbsterkenntnis«, und fügte, um die Fragwürdigkeit des Diktums gleich selbst zu verspotten, noch fein hinzu: »... und zwei mal zwei ist vier.«

Der gütige Analytiker, diese letzten Worte hörend, sah die Frau scharf an: »Sie haben recht,« sagte er, »Sie wissen nur nicht warum.«

HAT DER MENSCH NICHTS ZU DENKEN, DANN denkt er so allerlei.

Zum Beispiel der Reisende im Eisenbahncoupé, wenn er, seelisch unbeschäftigt, in die Landschaft hinausblickt. Gedankenlos denkt er. Sein Geist, von den vorübereilenden Erscheinungen geritzt, antwortet auf die Ritzung, man kann auch sagen: Reizung, durch leichte Klopftöne, der Mensch gerät in jenen Zustand, den die Erzähler »sinnend« nennen. Vermutlich sinnen alle Bahnfahrer, die, ohne was Besonderes zu denken, durchs Fenster schauen, das Gleiche. Träumerei, wie sie, hervorgerufen durch die Landschaft und ihre Gegenstände, in Eisenbahnwagen stattfindet, ist Einheits-Träumerei. Ihre Grundzüge lassen sich festlegen.

Felder — gewissermaßen das Hausbrot der durchs Coupéfenster eingenommenen Blicknahrung — erwecken das Bedürfnis, sie mit etwas zu vergleichen. Infolge ihrer perspektivischen Verengung, dem Horizont zu, erinnern sie viele Reisende an aufgeklappte Fächer. Manche aber assoziieren im gleichen Fall lieber Teppiche. Grüne Quadrate im braunen Acker, oder braune im grünen, rufen im fahrenden Auge Bilder von geflicktem, Buntblumen auf der Wiese solche von besticktem Tuch hervor. Wege zwischen den Feldern führen wohin, ach, wohin! Weidendes Vieh wird ganz einfach als weidendes Vieh wahrgenommen. Der pflügende Bauer jedoch pflügt eine Spur in das Herz des Schauenden am Coupéfenster

(ne se pencher pas en dehors) und sät Empfindung hinein, Gefühl unverwirrten Tuns und zweckvollen Lebensverbrauchs. Sinnend blickst du, Stadtmann, dem Landmann nach, der dir sinnend nachblickt.

Telegraphendrähten geht das Gemüt des Eisenbahnfahrers sicher in's Netz. Ihrem beharrlichen Auf und Ab, Untertauchen und Hochkommen — »das Fenster spielt Harfe« sagt der feine Jean Cocteau — kann sich die Seele nicht entziehen. Leise schwingt, singt sie mit, zur Harfenbegleitung.

Flüsse flechten sich allemal als Bänder durch den Plan, mehr oder minder silbern. Der Reisende empfände sie gern waschblau, schon aus kindlicher Pietät gegen die Landkarte, auf der sie das immer waren. Ach, eine Illusion, wie viele andere, die Schule und Jugend uns vorgaukelten! So stimmt Wasser in Flußform, auch weil es den Sinn auf rastloses Hinschwinden lenkt, traurig. Hingegen beruhigen Meer und See, da sie etwas in sich Beschlossenes und Gültiges sind oder doch scheinen, etwas, das nicht immerzu entspringt und immerzu mündet, sondern da ist, auf dauernder Mittagshöhe des Seins, gleich fern von Geburt wie von Tod.

Landstraße wirft dem Bahnpassagier, der seine Träumerei zum Fenster hinaushängen läßt, die Vorstellung: »Wanderer« zu, lockt ihn, nachzusinnen, was er wohl sinnen würde, wenn er da unten ginge, Fuß vor Fuß, gesegnet mit Zeit und Langsamkeit.

Klein und frech läuft das Auto die Straße entlang, umwittert von Besitz, Freiheit, ungebundener Laune, spottend der Schienen und des Fahrplans. Bäume, Lichtung, Bäume, Lichtung, Bäume, Lichtung. Oft wiederholt sich das. Ein Berg. Wie schön wäre es, ihn zu ersteigen, wie gut ist es, ihn nicht ersteigen zu müssen! Wasser, Wiesen, Steine, Grünes. Viel ist da von allem, in himmlischer Unsymmetrie hingeschüttet über die Erde, und Alles gehört irgendwem. Felder, Felder, Felder, wie aufgeklappte Fächer oder Teppiche. Hintergründig steht der Wald, meldet: Schatten, Schweigen, Kühle. Im Winter jedoch ist alles anders.

Häuser, von der Drehbühne der Landschaft heran- und wieder weggeführt, sind Kulissen für Menschenspiele. Die Phantasie des Eisenbahnfahrers mischt sich ins Spiel, das er nicht kennt. Und an keiner menschlichen Wohnstatt fährt er vorbei, ohne daß ihn, warm oder kalt, die Vorstellung überwehte, hier dürfe, müsse er bleiben. Bahnwächterhütten (mit Sonnenblumen), Wegzeichen, Semaphore, Laternen tun dem Gemüt wohl, denn Stimmen sind sie im Chor der Ordnung, der den geheimen Ängsten das Schlummerlied singt. Schornsteine, Plakattafeln, Schreber-Gärten . . . die Seele des Reisenden murmelt: Ausläufer der Großstadt.

Solches beiläufig sinnen geistig unbeschäftigte Eisenbahnfahrer am Coupéfenster, besonders jene zweiter

Klasse. Fußgeher, Reiter oder gar Ruhebanksitzer sinnen, wenn auch der gleichen Eindrücke teilhaftig, ganz anders (denn den Bildern, die ihr Auge empfängt, fehlt die zauberische Flüchtigkeit, und damit die Simultanität, das Übereinander, welches die Seele köstlich beunruhigt), sie nehmen wahr, was sie sehen, Blick und Gemüt sättigen sich. Anders der Eisenbahnfahrer. Kaum hat sein Gemüt an einer Erscheinung (rechts oder links vom Schienenstrang) genippt, wird sie ihm auch schon wieder entzogen. So gerät er, durch das immerwährende Nippen, in einen wundervollen Zustand zwischen Durst und Rausch, wie ihn sonst allein die Liebe erzeugt, und auch diese nur, ehe sie die ruhende Form der Beziehung angenommen hat. Darum fahren viele Menschen so gern Eisenbahn.

SCHEIDEN TUT, IN VIELEN FÄLLEN, WEH. UND ob es ein Wiedersehen im Diesseits gibt, ist, in allen Fällen, zweifelhaft. So erscheint jedes Auseinandergehen als ein Abenteuer, umwittert von der Unsicherheit. ob es gleichgültig oder erschütternd verlaufen werde, und jedes Beisammensein hat den Keim zu einem betonten, schattentiefen Vorfall in sich, denn es könnte ja das letzte sein. Für den Verkehr zwischen Mensch und Ding gilt Gleiches. Wenn der Mensch das Zimmer verläßt, sagt seine Seele dem Zimmer-Seelchen heimlich auf Wiedersehen, und in ihrer Tiefe, ohne daß die Oberfläche was merkte, regt sich, wie von einem Traum gestört, die schlummernde Furcht. Hier sitzt wohl die Wurzel des Aberglaubens, es sei nicht gut, umzukehren, was Vergessenes zu holen: denn das bedeutet ein zweimaliges Abschiednehmen, und so innig sagt man nur adieu, wenn die Reise nicht ganz ohne Gefahr ist. Beachten Sie im Antlitz des Menschen, der Ihnen, hoffentlich, Geld borgt, das leichte Tremolo der Nasenflügel, den Hauch von Finsternis, der wie Wolkenschatten über seine Stirne gleitet. Keineswegs sind das Zeichen von Kleinzügigkeit oder Ängstlichkeit eines ökonomischen Herzens, es sind nur Zeichen von Abschieds-Unruhe, Blasen, aufsteigend aus der Zone des Unbewußten: »Lebewohl, gutes Geld, wer weiß, ob ich dich wiedersehe.«

Wegen des fortwährenden Abschied-Zwangs, der ihres Wesens Wesen ist, dünkt uns auch die Zeit

etwas viel Unheimlicheres als der Raum, dessen Teile relativ gut und sicher beisammen bleiben und Fühlung halten, indes die Sekunden immerzu auf Nimmerwiederschaun von einander gehen. Das ist zu traurig. Es vergällt jede Freude am Wandel der Zeit, den jetzt so tüchtige junge Leute in die Hand genommen haben. Denn welchen Rhythmus immer man ihr beibringen könnte, an ihrer häßlichsten Haupteigenschaft, an ihrem schlechten charakter indelebilis würde doch nichts geändert, daran nämlich, daß Heute morgen Gestern ist.

Deshalb dürfte der Dienst eines Hotelportiers nicht nur was Körper und Geist, sondern auch was das Gemüt betrifft, sehr anstrengend sein.

Ist es schon kaum faßbar, wie etwa ein kleiner Kaufmann die Fülle von Tätigkeit, Voraussicht, Berechnung, Obsorge, die sein Geschäft erfordert, zu meistern imstande, erscheinen schon die paar Tagesnotwendigkeiten ganz privaten Lebens als äußerst verwikkelter Komplex, durch den der Mensch nur in Schlangenbewegung sich durchzuringeln vermag..., was soll man erst vom Hotelportier sagen, Kanzler eines Bundes von vierhundert Schlüsseln, einem Mann, dessen Herz gewissermaßen mit vierhundert Kammern arbeitet, um den ohne Unterlaß der Wirbel der zu- und abströmenden Post schäumt, um dessen Haupt die Klagen und Fragen, hastig an seiner Kundigkeit nippend, wie Bienenvolk schwär-

men, an dessen Brust die Wunsch- und Beschwerde-Wellen aus vierhundert Ein- und Zweibettzimmern branden, darunter hundertundfünfzig mit Bad? Und nun noch hinzugesellt dieser stets sich erneuernde Kummer des Abschiednehmens, dieses so oft im Tag sich wiederholende Geleit zur Drehtüre, vor der das Auto, den lieben Gast zu entführen, schon ungeduldig mit dem Motor scharrt, dieses fortwährende Hinausreißen eines Nebenmenschen, mit allen Würzelchen, aus der Sorge, die ihm galt! Immer wieder neuen Trennungsgram hinunterschlucken, vertraute Gesichter von der Tafel des Interesses löschen, Bekannte ins Unbekannte entschwinden sehen, Gewohnte sich abgewöhnen müssen . . . da heißt es wohl das Herz steif halten, damit es nicht umgerissen werde von der Erscheinungen Flucht. Deshalb kann auch, wie nur ein guter Mensch ein guter Arzt, nur ein harter Mensch ein guter Hotelportier sein. Für Weichmütige, die leicht sich attachieren, ist das kein Beruf. Für solche taugt besser etwa die Stellung eines Kellners im literarischen Café oder noch besser die eines Theaterkritikers, bei der man doch die Freude hat, ein Lebenlang immer dieselben teuren Gesichter zu sehen, und, bar accident, »im dauernden Verein« zu altern.

ALS VERHÄLTNISMÄSSIG BLÜHENDER KNABE schrieb ich ein Theaterstück. Es war unerhört lustig und ich mußte sehr viel über das Stück lachen. Wann immer es mir einfiel, platzte ich heraus, niemand wußte, warum. Mein Vater, der Künstler war, Musiker, behaftet mit der übelsten Göttergabe: mit unproduktivem Genie, zu schwach für das Große, zu groß für das Kleine, hatte, in solchem furchtbaren Zwischenreich vegetierend, wenig Sinn für Gelächter überhaupt und gar keinen für so unbegründetes wie das meine. Infolgedessen hielt er mich für schwachsinnig. Durch andere, bösere, Dummheiten bewies ich ihm später, daß ich das nicht sei.

In meinem Stück gab es nur Monologe. Jeder Spieler sagte, ohne sich um den andern zu kümmern, frei heraus, was er eben dachte und empfand. Die Figuren gingen aneinander vorbei wie Spaziergänger auf der Straße. Lauter Sonderlinge. Unter ihnen gab es zum Beispiel:

einen Bauer, der, weil er Regen wünschte, zu enge Stiefel angezogen hatte. Dann schmerzten ihn nämlich die Hühneraugen, und dies galt ihm als Anzeichen für kommendes Schlechtwetter;

einen leidenschaftlichen Schachspieler, der (wie die Zigarrenverkäufer in Gasthäusern ihr Brett mit Ware) immer ein Schachbrett an Riemen umgehängt trug; der Partner, auf der andern Seite des Bretts, mußte rückwärts gehen, im Krebsschritt;

einen Mann, der im Umgang mit seiner Frau im-

mer das Opernglas vor die Augen hielt, und zwar verkehrt, mit jener Seite, die das Objekt fernrückt und verkleinert.

Wirklich lachen — jenes Lachen, das den Druck der Lebensangst aufhebt — kann man ja, schon als Kind, nur über Exzentrik-Figuren, das heißt über Wesen, die aus der rationalen Ordnung gesprungen sind, grundsätzliche Narren, in deren sinnlosem Tun der tiefe Sinn lebt: den Götzen Vernunft so lächerlich zu machen, wie er es verdient.

Kinder selbst sind großartige Excentriks. Auch die Tiere sind es. Kein Mensch parodiert das Menschliche so gut wie sie.

*

Lebt Baggesen noch, der Mann mit dem unentrinnbaren Fliegenpapier? Er trug einen Stoß von hundert Tellern über die Bühne, sie kamen ins Gleiten, aber sie fielen nicht, obgleich der lockere Porzellanturm so schief stand, daß die Zuschauer, den sicheren Fall für die nächste Sekunde erwartend, schon wonnignervös quietschten. Er trug seine Teller mit bezaubernd geschickter Ungeschicklichkeit, aber einen Millimeter vorm Ziel, als (und weil) er erleichert aufseufzte, krachten sie zu Boden. Nur ein einziger Teller blieb ihm in der Hand. Den ließ er, jetzt war ja schon alles gleich, freiwillig fallen. Madame Baggesen, rund, mit knallroten Backen, hielt sich im Hintergrund auf und war verlegen. Sonst

hatte sie nichts zu tun. Ihre Verlegenheit stand wie ein Mond, sanftes Licht über die wilde Szene gießend.

Und der große Billie Reeves, macht er noch immer den betrunkenen Gentleman in der Variétéloge? Das Programm mißfiel ihm sehr, jede Nummer erweckte seinen Widerspruch. Himmlisch das turbulente Phlegma, mit dem er ihn äußerte, und wie im Unfug, den er trieb, die Grenzerscheinungen der Betrunkenheit: hemmungslose Schlafsucht und hemmungslose Exzedier-Laune sich mengten. In der Loge gegenüber tobte ein zappliger Knabe mit Matrosenbluse, der vor Schadenfreude schrie und Salven von Apfelsinen auf den betrunkenen Gentleman feuerte. Sein Name war, zumindest behaupten das gelehrte Historiker des Variété, Charlie Chaplin.

*

Excentriks sind leibhaftige Pamphlete wider Würde, Ernst, Haltung. Dafür dankt ihnen unser Herz, befriedigt wie ein Subalterner, der des Gebots, das ihn sein Lebenlang drückt und beugt, ein Weilchen spotten darf. Exzentriks erlösen vom Übel der Schwerkraft. Sie verhelfen zu einer Vision vom Spielzeughaften der Welt . . . und so zu Kindheits-Glück. Unter ihren Griffen wackelt die Kausalität wie Baggesens Tellerbau; wenn sie einstürzt, ist das Musik unserem Hirn.

*

Das Heute hat viel übrig für Excentriks, auch auf geistigem Gebiet, dessen Hochplateau den Spitznamen »Kunst« führt. Was sind Synkope, Hamlet im Frack, Jazz, die konstruktivistische Bühne, Sechstagerennen, der finstere Ulk der Geisterseherei und der ganze Arhythmus der Zeit anderes als Proteste gegen die Schwerkraft, als Versuche, zu teilen, was die sehr überschätzte Logik streng gebunden, als Auflehnung gegen die faden Gesetze der Wahrscheinlichkeit? Bedroht vom Absurden, schützen wir uns eben durch dieses, wie die Indianer das Gras anzünden, um dem Präriebrand zu begegnen.

*

Doch gehört zum rechten Excentrik noch etwas mehr als Narrheit. Nämlich Humor, das heißt: die Fähigkeit, das Leben des Menschen als die kostbare Unterhaltung zu spüren, die es den Göttern bedeuten und bereiten mag. Humor allein kennt den archimedischen Punkt, von dem her die Welt aus ihren greulich knarrenden Angeln zu heben ist.

Excentriks ohne Humor — man findet sie zum Beispiel unter neueren Dramatikern — sind was ganz Unheimliches und Fatales. Wie ein Zappelfisch auf dem Trockenen. Oder wie ein Blinder, der durchbohrende Blicke wirft. Oder wie ein Reiter in vollem Galopp ohne Pferd.

IM PARK STEHT EIN MÄNNLEIN GANZ STILL und stumm, das hat von lauter Golde ein Röcklein um.

Nicht nur das Röcklein ist von Gold. Auch die Stiefel sind golden und die Hosen, das Gesicht, der Schnurrbart, das gekräuselte Haar, die Augen, die Ohren und die Hände. Der ganze Mann rundherum ist goldfarben. Er hält eine goldene Geige unters goldene Kinn geklemmt und einen goldenen Fiedelbogen zwischen goldenen Fingern. Es ist gut, daß er den Mund nicht offen hat, sonst würde er ein goldenes Gebiß zeigen und des Beschauers Gedanken vom Werk des Unsterblichen, dem das Denkmal gilt, ablenken, hin zu den Werken der mächtig fortgeschrittenen Zahntechnik.

Der goldene Mann ist Johann Strauß, der aus der sogenannten Wiener Luft das feinste und duftigste musikalische Destillat hergestellt hat. Er steht da, wie er leibte. So groß war er, so schlank, so trug er den Schnurrbart und so — merkt es, Enkel — kräuselte sich ihm das Haar. Was vergänglich war an ihm, zeitgebunden und äußerlich, ist monumental festgelegt und festgestellt.

Wenn man das Denkmal sieht, muß man an mancherlei denken, nur nicht an Strauß-Musik. Wenn man aber jetzt Strauß-Musik hört, muß man an das Denkmal denken. Das ist eine böse Konsequenz der bronzegewordenen Liebe.

Ein anderes Denkmal des Walzerkönigs, jenes, das

aere perennius, steht bekanntlich schon längst überall, wo frohe Menschen wohnen, insbesondere solche, die den Stephansturm im Blut und die Donau im Busen tragen. Wenn er aber schon ein Denkmal hat, das dauernder als Erz, warum dann noch eines, das höchstens so lange dauert wie Erz, das der gefräßige Regen zernagt und der unzählbaren Jahre Flucht, das die Vögel beklackern und von dem die hungrigen Gauner abbrechen, was verkäuflich ist, hintanstellend hinter die Nötigungen ihrer Unlebhlichkeit die Würde seiner Unsterblichkeit? Es ist ein Widerspruch. Man sollte denen Denkmäler setzen, die sonst vergessen würden, nicht jenen, die schon ohnehin eine garantierte Unvergeßlichkeit in der Tasche ihres Leichenhemdes haben.

Vielleicht sollte man überhaupt keine Denkmäler setzen. Aber das geht nicht wegen der Bildhauer. So wie man die Krankheiten nicht abschaffen darf um der Ärzte willen. Die Antike errichtete ihren berühmten Männern noch bei Lebzeiten Denkmäler, zuweilen auch setzten die berühmten Männer solche sich selbst. Das hatte einen Sinn. Das hob das Ich-Gefühl und trug bei zur Popularität. Wenn Julius Cäsar Feiertag nachmittags mit seinen Tanten spazierenging, erlustigten sich die alten Damen daran, die Ähnlichkeit ihres Neffen mit seinen Bildsäulen zu kontrollieren, und Cäsar freute sich über die Freude der guten Frauen.

Späterhin verschluderte sich diese gesunde Praxis des steinernen Ruhmes, und die Leute mußten erst lange Zeit tot sein, ehe sie Denkmäler bekamen; von denen sie dann natürlich gar nichts mehr hatten. Denn das sozusagen Geistige der Denkmäler verwittert ungemein rasch, viel rascher als das Materielle. Nach kurzer Zeit schon haben Denkmäler ihre Idee ganz verloren, ihr Inhalt rinnt aus, der Reiz zu Assoziationen, den sie anfangs übten, wird so schwach, daß er nicht mehr die Bewußtseinsschwelle des Betrachters erreicht, statt der unsterblichen Berühmtheit steht in starrer Pose eine gleichgültige Figur da, und bald ist die primäre Bedeutung des Denkmals ganz und gar überwuchert von seiner sekundären als Tramway-Haltestelle, Stelldichein, Kinderspielplatz oder Filialstelle einer Sesselvermietungs-A.-G. Von allen Denksäulen, errichtet, um die Beziehung dessen, dem sie gelten, mit dem weiter flutenden Leben aufrechtzuerhalten, erfüllen solchen Zweck nur die Litfaßsäulen.

Aber Denkmäser haben ja noch einen anderen Zweck, als den, die Erinnerung an Gesicht, Statur, Hosen, Rock, Haartracht, Stiefel und Hauptbeschäftigung ruhmwürdiger Subjekte den kommenden Generationen zu übermitteln. Sie dienen nämlich dem Stadtbild zu Schmuck und Zier und sind ein Stück öffentlicher Kunstübung. Ist dem so, warum erniedrigt sich die Kunst zum Hilfsorgan der Ge-

schichte und Kulturgeschichte? Warum begeistert sie, Tochter der Phantasie, sich immer nur an beglaubigten Persönlichkeiten? Warum nicht ein Denkmal zu Ehren der unvergleichlich schönen Hände von Frau F.? Oder eines für den Erfinder der Antiphone? Oder eines für den gnadenreichen Sommer 1928? Oder eines für die Mode der kurzen Röcke, die Anregung und Freude gab in Jahren der Trübsal und Finsternis? Haben wir ihr weniger dankbar zu sein, als einem talentiertem Maler oder einem emsigen Bürgermeister?

Andererseits, auf ein paar steinerne oder bronzene Leute mehr, zu Pferd, zu Fuß, im Lehnstuhl, mit Buch, Fernrohr, Palette, Leier, Zirkel, Violine, ihre tote Grimasse in das lebendige Mienenspiel der Stadt mengend, kommt es nicht an. Stellt Denkmäler hin. Zum Nutzen der Bildhauer, der Spatzen, der Denkmal-Komitees.

Ich für mein Teil bin gegen Denkmäler, und es ist klar, warum: Weil ich selbst keines bekommen werde. Mir sind die Monumente zu sauer.

Wenn die Sonne auf den goldenen Violinisten im Park scheint, funkelt er gradezu. Aber ich habe ihn kürzlich im Regen gesehen. Ihr kennt euch nicht denken, wie traurig und barbarisch und arm-prunkvoll und bemitleidenswert totlebendig er da stand, der Unsterbliche!

IN DEM HOCHBERÜHMTEN THEATERSTÜCK »Der Kaufmann von Venedig« ist bekanntlich zu schauen, »wie die Geradheit und Genauigkeit eines schlimmen Juden an dem talmudischen Dreh braver Christen zuschanden wird«. (Polgar: »Ja und Nein«, Bd. I., S. 31.) Die schöne Porzia, als Richter verkleidet, fällt das Urteil, Shylock dürfe, wie sein Schein ihm dies zubillige, dem Antonio »ein Pfund Fleisch zunächst dem Herzen« herausschneiden . . . aber dabei keinen Tropfen Blut vergießen. Auf dieses Urteil weiß Shylock nichts mehr zu erwidern. Er gibt sich sofort ganz und gar geschlagen. Das hat mich immer sehr gewurmt. Ich fand und finde es durchaus unbegreiflich, daß Shylocks Standhaftigkeit von einem so windigen sophistischen Spaß, als welcher Porzias Rechtsspruch doch jedem Vollsinnigen erscheinen muß, glatt umgeweht wird. Der Jude ist den triftigsten Darlegungen und Argumenten nicht gewichen, und sollte vor einer schein-schlauen Verdrehung des klaren Sinns seines klaren Anspruchs hilflos einknicken? Ihm, der am Rialto und anderswo tausendfach bewiesen hat, was für ein glänzender Debatter er ist, sollte die Parade gegen Porzias leere Finte fehlen? Shylock, der Professional, wehrlos gegen Amateur-Dialektik? Das ist widernatürlich. Gerade auf dem Gebiet der Wort-Auslegung, auf das durch Porzias Spruch der Fall verschoben wird, würde doch Shylock nach den Proben, die wir von seinem Scharfsinn bekom-

men haben, sich höchst meisterlich bewähren. Da steht er doch auf einem Fechtboden, der eminent der seine ist. Shylock schwach, ausgerechnet in dem Augenblick, da man ihm spitzfindig kommt? Das ist etwa so, als zeigte Arne Borg sich wasserscheu, oder als erblaßte Aljechin bei der Proposition einer Schachpartie.

Nun könnte man ja Shylocks Verhalten so erklären, daß er, nach Porzias Unwahrspruch das allgemeine Freudengebrüll hörend (an dem selbst der Doge mit vernehmlichem Schmunzeln sich beteiligt), vom Blitz der Erleuchtung getroffen wird: »Das sind Gewaltmenschen! Sie werden das Gesetz zerreißen, aus dessen Maschen sie sich nicht herauswinden können. Da ist nichts zu wollen, ich geb' es auf, und versuche zu retten, was sich retten läßt.« Aber damit bräche die Achse des ganzen Stücks, als welche doch die unerschütterliche, unbedingte Rechtstreue der venetianischen Republik anzusehen ist. Der Formaleinwand, daß Porzias Spruch bereits endgültiges Urteil sei, widerlegt sich durch den Hinweis auf das höchst zwanglose Verfahren, dessen Zeugen wir wurden, ein Verfahren, in dem jeder sprach, wann, zu wem und was er wollte, und das mit dem ebenso plötzlichen wie betrügerischen Auftreten des Rechtsgelehrten aus der Fremde (beglaubigt er sich doch durch offenbar gefälschte Dokumente) den Gipfel seiner Ungeregeltheit erreichte. Die Zivilprozeß-

ordnung, nach der da verhandelt wurde, war offenbar nicht so streng, als daß Shylock nach Porzias Votum nicht mehr den Mund hätte aufmachen dürfen.

Deshalb scheint die Annahme berechtigt, daß beim »Kaufmann von Venedig« ein ähnliches Malheur wie, nach Gerhart Hauptmann, bei Hamlet passiert, daß Shylocks Plädoyer abhanden gekommen, von einem judenfeindlichen Kopisten der Folio unterschlagen, oder von einem zerstreuten verschlampt worden ist. Dieses Plädoyer könnte etwa so gelautet haben:

»Eure Exzellenz, Herr Doge! Meine Herren! Ich würde Ihre Weisheit beleidigen, wenn ich annähme, daß Sie in dem eben gehörten Spruch etwas anderes erblicken, als einen Ulk, den sich der fremde Jurist mit einem hohen Gericht erlauben wollte, einen Spaß, wie ihn die armen Studenten der Dialektik gelegentlich zum besten geben, wenn sie, von Haus zu Haus ziehend, gegen Entgelt alles beweisen, was man ihnen zu beweisen aufgibt, etwa: daß die Ströme stromaufwärts fließen, oder daß dieser hölzerne Tisch da aus Gold sei. Ich will ganz davon absehen, daß in dem jungen Mann, der hier als Rechtsgelehrter auftritt und sich so trugschlüssig über meinen Fall geäußert hat, jedermann auf tausend Schritt Entfernung Fräulein Elisabeth Bergner erkennen muß, — hat die Dame doch (um uns der

Freude an der kindlich-stolzen Grazie, mit der sie ihr schönes Haar aus der schönen Stirn zu schütteln weiß, nicht zu berauben), sogar auf die übliche Allonge-Perücke verzichtet, ein Verkleidungsstück, dessen Gebrauch im vorliegenden Fall ja schon vom Gesichtspunkt der Kostümtreue aus angezeigt gewesen wäre. Aber, wie gesagt, lassen wir die Maskerade, bleiben wir beim Spruch, der noch viel undichter ist als jene. Und noch viel leichter als sie zu durchschauen. Wie, ich darf, wenn ich mein Pfund Fleisch nehme zunächst Antonios Herzen, keinen Tropfen Blut vergießen? Die Handlung ist mir erlaubt . . . nur mit Ausschluß dessen, was logisch, gesetzlich, naturgesetzlich in ihr inbegriffen? Wozu braucht Ihr den Trick mit dem Blut? Sagt doch einfach: ich darf dem Antonio das Fleisch herausschneiden, so stehts im Vertrag, aber ich darf ihm nicht die leiseste Gesundheitsstörung zufügen, denn davon steht nichts im Vertrag. Wollt Ihr alle Juden kurzweg aus Venedig hinauskriegen? Im Gesetz steht, daß wir uns hier aufhalten dürfen, aber es steht kein Wort im Gesetz, daß wir hier atmen, essen, schlafen dürfen — da habt Ihr ein gutes, einfaches Mittel, uns loszuwerden. Im Ernst gesprochen: Gesetz, Norm, Vertrag hätten aufgehört, zu sein, es gäbe überhaupt keine erlaubte Handlung mehr, wenn von der unaufzählbaren Fülle der Handlungen, die jede implizite in sich begreift, nach Bedarf eine

oder die andere ausgenommen werden dürfte. Ich bin daher überzeugt, das Gericht wird den Spruch des Herrn aus Rom als den Unfug auffassen, der er ist, als eine dem hohen Senat, dem gemeinen Menschenverstand, der Jurisprudenz und der Logik (insbesondere deren Lehre »von der Identität und der Abfolge«) angetane Verhöhnung. Eine blutige Verhöhnung, wie man in diesem Fall wohl mit besonderem Recht sagen darf.«

Genützt hätte solcher oder irgendwelcher anderer Widerspruch dem Shylock ja auch nicht viel. Aber das Odium, überdisputiert worden zu sein (ein Odium, das kein Besucher des romanischen Café auf sich sitzen ließe), die Schmach, dem rabulistischen Mädchen das letzte Wort gelassen, ihrer Spitzfindigkeit die Spitze nicht abgebrochen zu haben, wäre von ihm genommen. Schwer zu sein ein Jud', selbst mit Shakespeare als Souffleur!

SCHNUCK IST KRANK. SCHNUCK IST EIN SPITZ mit weißem Fell und rosa Schnauze.

Er sieht die Welt nur mehr in einem Nebel, der ihm ihre Häßlichkeit verhüllt. Ihn widert sein Hundefraß, als hätte er einen Menschengaumen. Auf gekreuzten Pfoten ruht sein Haupt, schwer von Leid und Trauer.

Schnucks Besitzer duldet die Marter des Tieres mit. Er läßt das Essen stehen. Er hockt zu seiten des braven Spitz und strömt aus Aug' und Hand Zärtlichkeit über den Freund; sie lindert nicht wesentlich das Leid des Kranken, aber ein wenig das Leid des Krankenpflegers.

Die tierärztliche Wissenschaft steht dem Fall pessimistisch gegenüber, sowohl dem des Hundes wie dem des Herrn. Sie hat für jenen keine Rettung vor Schmerz und Siechtum, für diesen keine Hoffnung, daß seine Schnuck-Liebe noch jemals durch Schweifwedeln, Händelecken und andere freundliche Hundezeremonien gelohnt werden könnte.

Der Tierarzt sagt: »Das G'scheitste ist, Sö lass'n dös Hunderl vertilgen.«

Der Tierarzt ist Alpenländler. Er hat einen fuchsroten Bart und grüne, pfiffige, lärmende Augen. Sein Wesen, Jovialität und Lebensfreude atmend, weckt Vertrauen. Das Todesurteil über Schnuck klingt aus seinem Munde wie ein Trinkspruch oder ein Onkelwitz. Er fügt hinzu: »A bissl Zyankali . . . er spürt nix und is glei' hin.«

Wie Petrus steht der bärtige Tierarzt da, und es scheint, als ruhe in seiner zotteligen Hand der Schlüssel zum ewigen Hundeparadies.

»Und er wird gar nichts spüren?«

»Nix. Augenblickli is er hin . . .«

Zyankali, Kaliumzyanid, KCN, ist ein rasant wirkendes Gift. Ein achtel Gramm etwa genügt, um einen Menschen zu fällen, als hätte ihn innerer Blitz erschlagen.

Schnuck bekommt ein halbes Gramm. Eine Löwenportion für das gebrechliche Hündchen. Es leckt sich matt die Schnauze, blinzelt seinem Herrn zu . . . und liegt still, wie es bisher gelegen.

Auch ein weiteres halbes Gramm der furchtbaren Substanz tut keine Wirkung.

»Sakradibix!« ruft Petrus. »Was wär' denn jetzt dös?!« Er löst das Gift im Wasser, schüttelt, riecht, prüft. Dann gibt er Laute von sich, sonderbar aus Fluch und Jodler gemengt.

Nun freilich, was konnte man auch sonst von heutigem, österreichischem Zyankali erwarten! Elendes Ersatzzyankali. Das reinſte Schwindelgift, von dem man ein halbes Kilo fressen könnte, ohne mehr als bestenfalls Leibschmerzen zu bekommen. Ein Zyankali, das zur Tortenverzierung, als Zahnpulver oder Backmehlzusatz tauge, aber nicht dazu, Dauerschlaf auf ruhesüchtige Lider zu streuen.

Und so war es auch. Denn als Schnuck anderen

Tages ein paar Dezigramm solides Zyankali bekam, schweizerischer Provenienz, sprang ihm die Pforte zum Frieden so rasch und leicht auf, daß sein Seelchen schon wedelnd auf Asphodeloswiesen Seligen zwischen die Beine lief, indes den streichelnden Fingern des hinterbliebenen Herrls der Kadaver noch Lebenswärme vorlog.

Mahnung klingt aus der Geschichte von Schnucks Tode den Menschen dieser Zeit.

Auch auf seine letzte, sicherste Ressource kann sich der Gepeinigte nicht mehr verlassen.

Selbst die Brücken ins Jenseits sind morsch geworden.

Unsere Gemütlichkeit ist keine Gemütlichkeit mehr, unsere Lebensfreude keine Lebensfreude, unser Staat kein Staat, unser Zyankali kein Zyankali.

Es erweist sich hier die Richtigkeit der oft gebrauchten Wendung: Wir können nicht leben, und wir können nicht sterben.

Schnuck wurde in einer Pappschachtel begraben, die einst, wohlriechender Seifen voll, aus Paris gekommen war.

Vorher hatte der Tierarzt dem toten Schnuck das Fell abgezogen. Er verkaufte es um acht Schilling. Der Wiederverkäufer verdiente fünf Schilling. Er erwarb dafür ein Vierteljahresabonnement auf das reichillustrierte Magazin »Rund um den Mittelpunkt«.

IN DER WIRTSSTUBE STEHT EIN MUSIKAUTOmat. Wenn man Münze einwirft, fängt er zu schnarren an. Die alte Melodie, die in ihm schläft, erwacht, wimmert ein bißchen was, dann dreht sie mit einem leisen Krächzen sich auf die andere Seite und schläft weiter.

»Der Gassenhauer da im Automaten hat mir sein Leben erzählt,« sagt der alte Klavierspieler. »Sie halten das, da ich nicht E. T. A. Hoffmann bin, für unglaubwürdig. Aber kennen Sie Steinhäger? Es ist ein schöner Schnaps in einer schönen Flasche aus Steingut. Er schmeckt wie flüssiger Wald. Und wissen Sie, wieviel Schnaps ein armer Musiker trinkt, der einsieht, daß er atonal nicht kann? Solcher Mensch macht sich dann auch — wie einer, dem die geliebte Frau den Laufpaß gegeben hat, seiner selbst nicht mehr achtend, zu den Mädchen der Straße eilt — mit Gassenhauern gemein.

Ja also, die verkommene Melodie hat mir ihr Leben erzählt. Eine traurige Geschichte! ‚Ach,' lispelte sie und schluckte, als wäre ihr Luft in das unrechte Intervall gekommen, ‚ach, wenn Sie mich gekannt hätten, wie ich einstens war, in meiner Noten Maienblüte! Oh, nom du nom du nom de Dieu! Ich bin nämlich Französin von Geburt, in Paris kam ich auf die Akustik. Mein Vater war ein armer Musikant. Trotzdem leistete er sich für mich eine noble Tonart: Des-Dur. Fünf B, bitte, standen an meiner Wiege! Ich habe meinem Erzeuger die Mühe ver-

golten, durch mich ist er reich und berühmt geworden. Später fiel er in Hoffart, schrieb Opern und derlei und hätte mich am liebsten verleugnet. Aber ich hing fest an Vatern. Die Leute sagten: Verzeihen wir ihm den Dreck, den er komponiert, weil er doch die Tralala gemacht hat. Das stürzte ihn in Verzweiflung. Er schnitt sich am Ende, aus Gram über meine Anhänglichkeit die Gurgel durch.

Damals freilich, als ich zum erstenmal vor die große Welt kam . . . Oh, was für Triumphe! Die Stadt widerhallte von mir, ich war in aller Leute Munde, man tanzte, wie ich pfiff, meine Popularität überlief den Erdkreis! Die tugendhaftesten Mädchen wurden schwach, wenn mein Atem sie streifte, die unglücklich Liebenden naschten noch einmal von meiner Süßigkeit, ehe sie sich ins Herz schossen, viele Ehen kamen durch mich zustande, viele zu Fall, die Geburtenziffer stieg, und es wurde den Köchinnen verboten, mich beim Kochen zu trällern, weil sonst die Suppe versalzen war. Alle Instrumente, vom Klavier bis zur Ophikleide, wollten mich für sich haben, ich wurde für alle Stimmlagen zurechtgemacht, ich wurde bearbeitet, paraphrasiert, auf hundertausend Hartgummiplatten gepreßt, meine Notenköpfchen wurden mit Seide auf Sofakissen und Schlummerrollen gestickt, und einer ungarischen Dame fiedelten mich Zigeuner sogar in die Grube nach, denn so hatte sie sich's mit ihrem

letzten Willen ausbedungen. In Deutschland allein wurden während eines einzigen Winters dreihunderttausend Sektgläser, mir zu Ehren, nach dem Takt, den ich angab, zerschmissen! Es war eine heroische Zeit . . . passé, passé!

Eines Tages, ohne daß ich es kommen gemerkt hätte, war ich aus der Mode. Die Großstadt ließ mich fallen. Kurzer Nachblüte in der Provinz folgte der jäheste Abstieg, der Sturz ins Dunkle, ja ins Gemeine. Erst fand ich noch in Sprechtheater-Zwischenakten und im Kino Verwendung. Dann diente ich bei Kurkapellen in kleinen Badeorten, in Speisesaal-Orchestern, bei der Banda, die im Zirkus aufspielt. Ich wurde Militärmusik! Ich trieb mich, arm und verschrumpft, als Seelchen in Spieluhren und -dosen herum. Schließlich bettelte ich, ein Drehorgelstück, um Pfennige . . . Aber tiefer als jetzt geht es nicht mehr. Nun verlasse ich wohl bald diese mißtönende Erde, steige aufwärts in das goldene Fegefeuer, wo auch die geringste von uns eingeschmolzen wird für die Harmonie der Sphären.'

»Damit verstummte sie. Und es war kein Ton mehr aus ihr herauszubringen.

Aber denken sie, vor kurzem bin ich ihr wieder begegnet, der Melodie. Als Schlagernummer der neuen Operette. Sie kommt schon in der Ouvertüre vor. Im zweiten Akt wird sie vom Komiker, der

die Soubrette huckepack von der Bühne trägt, gepfiffen. Und in C-Dur geht sie jetzt!!

Ach, Niemand ist vor oder nach seinem Tode glücklich zu preisen.«

AUS EINER SAMMLUNG: ZEITGENOSSEN

ER HATTE ZU SEINER ZEITSCHRIFT, DER »Weltbühne«, eine Beziehung, die tiefer ging als die der Persönlichkeit zur Sache, an der sie sich beweisen und bestätigen kann, als die des Arbeiters zur Arbeit, die ihm Geld und Geltung schafft. Er liebte »das Blättchen«, wie man ein lebendes Wesen liebt, und seine Liebe machte es dazu.

An seinem Schreibtisch, in dem engen Nest aus Büchern, Zeitungen und Papier, saß er wie ein Alchimist in seiner Bude, glücklich-geheimnisvoll beschäftigt, eingeschaltet in den Stromkreis der Tätigkeit, die ihn glühen machte, hingegeben der schwarzen Kunst und Leidenschaft des Redigierens.

Das Blättchen war seine Welt. Mit nie erlahmender Schöpfer-Passion formte und besserte er sie. Zweiundzwanzig Jahre lang, Woche um Woche — sechs Tage arbeitete er, am siebenten aber, da arbeitete er auch — erstand unter seinen Händen diese kleine Welt, in der die große sich spiegelte.

Das Erstaunlichste an der Beziehung Siegfried Jacobsohns zu seiner Arbeit war, mir zumindest, der nie beirrte, nie schwankende Glaube an sie, sozusagen: die Konstante der Wichtigkeit in der Einstellung zu ihr. Zweifel an der Sache, der er sich nun einmal ergeben hatte, waren ihm fremd. Niemals erschien ihm das Zeichen, unter dem er kämpfte, als Fragezeichen, niemals sank der Lust-Ertrag, den ihm seine Tätigkeit brachte, unter Null. Er kannte die Minuten der Finsternis nicht, wenn der Schatten des

großen Nonsens über die Seele fällt. Er gehörte zu den Glücklichen, die Boden finden im Bodenlosen. Aber so hat es wohl zu sein, damit Menschengeist und Menschenhänden was Rechtes gedeihe. Wer ins Weite wirken will, muß fest und gut in seiner Enge sitzen.

Er war ein Mann der regulierten Leidenschaft: sie schien dazu genützt, ein Uhrwerk zu treiben und in genauestem Gang zu halten. Ein unnaiver Romantiker, der Welt und ihrem farbigen Abbild, dem Theater, zugetan wie ein Liebender, dem Neigung das Auge schärft, nicht trübt. Ein Geist, angesiedelt an der Grenze zwischen Mathematik und Musik, in dem sich Phantasie mit dem Willen zur Form verband, Lust an Traum und Trug mit der Passion des klaren, harten Sehens, das immun macht gegen jederlei Betörung.

Sehr deutlich spiegelte sich solches Wesen in Jacobsohns Schrift. Eine wunderliche Schrift, in ihrer luftigen Dichte, mit ihren typisierenden Zeichen, ihrer Zusammenfassung ganzer Buchstabengruppen in ein drastisches Wellen-Linchen, ihrem vielverschlungenen, oft rücklaufenden Duktus von äußerster Knappheit und Geschlossenheit. Und dabei doch voll Spiel und Überschuß. In diesen peinlich sauberen, gleichsam präzis ausschweifenden Federzügen offenbarten sich Pedanterie wie Lust am geistigen Abenteuer, Widerspruch gegen die Ord-

nung und ein rechtes Lebensbedürfnis nach ihr, Schwärmerei unter Kontrolle eines nüchternen Hirns.

Charakteristisch wie die Schrift war der Ton seiner Briefe, die Art des Fragens und Antwortens, die ganze äußere und innere Technik der Korrespondenz, die psychoskopische Spur, die an diesen Briefen haftete wie Fingerspur am berührten Gegenstand. Es schwang in ihnen stets um ein Etwas mehr vom Sender zum Empfänger, als die Worte trugen und vermittelten. Auch aus den sachlichen, geschäftsmäßigen Briefen blinzelte, versteckt in einer Wendung, in Ansprache oder Gruß, was Freundliches heraus, das andeutete: Unser Geschäft ist doch nicht nur Geschäft. Auch aus den trockensten Mitteilungen klang ein Ton, als wollte der Schreiber sagen: die Beziehung zwischen dir Mitarbeiter und mir Redakteur würde nicht sein, wie sie ist, wenn nicht, obgleich unausgesprochen, unerprobt und mehr geahnt als gewußt, Beziehung von Mensch zum Menschen wäre. Der Glückwunsch, der mit bureaukratischer Regelmäßigkeit zum Geburtstag und zu Neujahr kam, war nicht Formalität, sondern wie ein Betonen der innigeren als beruflichen Verbundenheit zwischen dort und hier, gleichsam eine Probe auf die Unversehrtheit der amikalen Leitung. Einen gleichgültigen Brief habe ich von Jacabsohn nie bekommen. Zumindest ein Scherzwort, ein absichtlich

übertriebener Ausdruck, eine Spur Liebeserklärung durchwärmte den Text. Er verwöhnte, wen er gern hatte, mit Anerkennung und Zuspruch, empfand Unrecht, das dem Freund widerfuhr, stärker (und auf Sühne erpichter) als jener selbst. Von seinen Nöten stand nicht viel in den Briefen, aber wenn ihm was Freude machte, Mensch, Kunst, Natur, das wurde gleich weitergegeben. Er war kein Ökonom seines Herzens. Wen er liebte, der bekam das zu spüren, immer wieder, bei jedem Anlaß und ohne solchen. Wen er hoch hielt, den hielt er so mit nie ermüdender Gläubigkeit, und wen er gar verehrte oder bewunderte, der war kanonisiert, gemeiner Wertung und ihren Schwankungen entrückt. Nie blieb die Karte cum laude aus, wenn ihm ein Beitrag besonders gefiel, und stand der Beitrag in einer andern Zeitung als der seinen, so kam doch Jacobsohns gratulor, nur noch verstärkt um das Bedauern, daß die Kostbarkeit dem geliebten Blättchen entgangen sei. Er injizierte seinen Helfern förmlich Selbstvertrauen und Arbeitslust. Ich, dem die eigene Schreiberei beim Schreiben manchmal Vergnügen, hinterher aber immer Beschämung ist und Qual ob der Unzulänglichkeit des Produzierten, ich kann ein Liederbuch davon singen, was dieses unaufhörliche Bejahen und Rühmen Jacobsohns für ein Antitoxin bedeutete gegen das Gift der Selbstverneinung. Und was war er

für ein liebenswerter, schüchterner Magister, wenn er Schönheitsfehler zu entdecken glaubte, stilistische Ungezogenheiten, Marotten des Ausdrucks oder allzugern gebrauchte Wendungen. Da stellte er sich dumm, bat bescheidentlichst um Aufklärung, worin denn der Reiz dieser so oft wiederkehrenden ungewöhnlichen Vokabel stecke, oder in welcher feinen Absicht jener Formulierung ihre Schiefheit gegeben sei.

Ich bin mir aller Fehlerquellen solcher Betrachtung aus der empfindsamen Nah-Perspektive bewußt. Gerne spreizt sich vor Dem, der uns nichts Schlimmes mehr anhaben kann, die Koketterie gütevollen Verstehens (und selbst das Geständnis solcher Koketterie ist noch eine), und wenn der Tod souffliert, nehmen wir den Mund leicht voller als das Herz ist. Keinem wird ja mehr geschmeichelt als einem frischen Grabe. Was die Menschen an Schätzung und Achtung dem Lebenden nur tropfenweise zuteilten — aus Angst, Neid, Diplomatie, Handelsgeist —, nun auf einmal, bis zur Neige, gießen sie's über seine Asche. Es ist eine Art Sühn- und Bitt-Opfer, dargebracht Dem, der nun teilhaftig ward des Geheimnisses der Geheimnisse (oder der Geheimnislosigkeiten) und von dem man nicht wissen kann, ob er nicht vielleicht doch noch sich dreinmischt. An Särgen werden wir Alle Verschwender. Die Knauserigsten stürzen da ihr Herz um und klopfen noch

darauf, daß nur in seinen Falten von allem Guten, auf das der Gestorbne Anspruch hätte, kein Krümchen verkrochen bleibe. Was an Gefühl, ohne Geiz hingegeben, ausgereicht hätte, dem Lebenden auf Lebenszeit eine Wärme-Rente zu sichern, bekommt die Leiche kapitalisiert. Was hat sie davon? Einen rechten Nachruf.

Also bin ich mir, spreche ich zum Lobe des Hingeschiedenen, bewußt, daß die Empfindung mitspricht: er ist fort für immer, und nichts mehr, nicht mehr so viel wie Schatten verwehten Rauchs eines ausgelöschten Feuers, wird von seiner Freundschaft und Güte künftig in mein Leben fallen. Aber gerade indem ich, Kritiker quand-même, abziehe, was aus solchem Gefühl Falsches ins Urteil fließen mag, ersteht mir in Klarheit das Bild des tat- und gedankenfrohen, herzlichen, in Leben und Arbeit knabenhaft verschoßnen Menschen, der den Mut hatte zu seiner Wahrheit, der sich und Dem, was er für gut und richtig erfand, unbedingte Treue hielt. Er war, behaftet mit Schwächen, Sentiments, Ressentiments wie jeder, ein zuinnerst freier Mann, seiner Wege und Ziele durchaus bewußt, unzweideutig als Freund und Feind, fähig des bittern Ernstes und der süßen Heiterkeit. Er kannte seine Grenzen, erwarb sich mit Kräften eignen Geistes Wert und Geltung, und wirkte, wo er stand, Gutes. Viele haben ihm Vieles zu danken,

Neid war ihm fremd, Anerkennen Bedürfnis, Verantwortung etwas, das er so gerne und offen trug, wie ein Andrer Titel und Würden. Es kam ihm rechtens eine Führer-Rolle zu. Heute bekennen das auch manche, die ihn, da er noch vor seinem Schreibtisch saß, gar nicht gelten lassen wollten. Es hängt nämlich davon ab, wie der Wind weht — vom Marktplatz oder vom Friedhof her — ob der Text, den wir dem Nebenmenschen lesen, Pamphlet wird oder Hymne.

HELGE LINDBERG, DER SÄNGER AUS FINNland, ist, kaum vierzigjährig, gestorben. Am Silvesterabend 1927 befiel den athletischen, Gesundheit atmenden, wetterharten Mann Krankheit. Drei Tage später war er tot. Ein Sterben, so bar jeder inneren und äußeren Wahrscheinlichkeit, daß das Gefühl sich weigert, solchen Tod als »natürlichen« zu empfinden.

Den Laien ergriff Lindbergs Gesang schon durch die Würde und Strenge des Vortrages, den kein Hauch von Theater trübte. Das Unbedingt-Männliche, das seines Wesens Wesen war, das in seiner Statur und Haltung, in den kantigen Zügen des Gesichts, an Hodlersche Antlitze erinnernd, in der worte-sparenden Art des Redens zum Ausdruck kam, kennzeichnete und adelte auch seinen Gesang. Wie er Musik übte und von ihr sprach, das zeigte die vollkommene Reinheit seiner Beziehung zu ihr. Weltenweit entfernt von allem, was »Betrieb« heißt, vom Besitz- und Geltungsteufel nicht besessen, diente er der Kunst und seinem Talent, das ihn zu ihr verpflichtete, nach unverbrüchlich strengen Ordensregeln, die er sich selbst gegeben hatte, und von denen er, als bände ihn ein Gelübde, niemals abwich.

In seiner Einfachheit und Härte, in seinem oft fast schwermütigen Ernst und seinem jungenhaften Frohsinn, in der spöttischen Ablehnung sogenannter Kultur und kulturgeschäftiger Leute, war er eine in

hiesigen Breiten ganz ungewöhnliche, ungemäße Erscheinung. Ein tief-naturverbundner Mensch, der seine Lust hatte am Spiel elementarer Kraft, Freiheit des Geistes und des Körpers mit aller Leidenschaft seines heidnischen Herzens liebte. Es gehörte ihm eine weltverlassene Insel im Finnischen Meer, wo er alljährlich mit seiner jungen Frau, deren Licht und Leben er war, vier Sommermonate in völliger Einsamkeit hauste, unter den primitivsten Daseinsbedingungen, dem Kult der Sonne und des Wassers ergeben. Da lagen seine Reiche. Da war er ganz, der er sein wollte. Alle angestrengte Mühe und Tätigkeit des Jahres hatte als Ziel und Lohn diese paar Monate auf der Insel, und wenn es nach Helge Lindberg gegangen wäre, hätte er wohl ohne Konzert, Ruhm und Journale seine ganze irdische Zeit in solcher kulturfernen, meerumschlossenen Einsamkeit abgesessen.

Ich sah den sonderbaren, lügelosen, liebenswerten Mann ein paar Tage vor seinem Tode, scheinbar noch ein paar Jahrzehnte weit weg von diesem, und bewahre in der Erinnerung die strahlende Freude, mit der er von seiner Insel erzählte, vom Zauber der weißen Nächte, von Sang und Donner des tausendfarbigen Meeres, von dem wortearmen, träumereichen Leben dort, fern der Zeit und Zeitung.

ALS EGON FRIEDELL FÜNFZIG JAHRE ALT WURde, fand man das, mit Recht, reizend von ihm, er wurde deswegen auch allseits belobt und bekam zu seinem Geburtstag viel Schönes über sich zu lesen, allerdings auch manches Bittere. Zum Beispiel wurde er ein sensitives Gemüt genannt, und eine Feuilleton-Stimme sagte ihm sogar unverhohlen ins Gesicht, daß er ein Wahrzeichen Wiens sei.

Friedells Leistungen auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft sind zu vielfältig, als daß sie in ein so skizzenhaftes Bild, wie ich es hier von ihm entwerfe, eingezeichnet werden könnten. Nur meinem Respekt vor seiner »Kulturgeschichte der Neuzeit« muß ich doch Ausdruck geben, einem Buch, in dem schwere Materie mit sehr leichter Hand geformt, in dem mit hohem Ernst fröhliche Wissenschaft vorgetragen wird. Das Werk zwingt schon durch die Gelehrsamkeit, die in ihm verkocht erscheint, Bewunderung ab, besonders einem Leser wie mir, dessen Bildung an Emmentaler-Käse erinnert, indem sie gleich diesem größtenteils aus Lücken besteht. Wenn ich denke, durch welchen Berg von Büchern Friedell sich hat durchfressen müssen, um die Erkenntnisse, welche diese Bücher vermittelten, als unnütz, vielleicht sogar als schädlich für die Wahrheit auszuscheiden, erscheint schon die geistige Stoffwechsel-Arbeit, die er da hinter sich gebracht hat, ganz kolossal. Dabei ist er doch nicht ausschließlich Gelehrter, sondern zwischendurch Schauspieler,

und zwar ein vom Métier besessener. Obgleich mit Leidenschaft und unstillbarem Ehrgeiz beim Theater, nimmt er dieses doch, wie die Wissenschaft, ganz unpathetisch. Es ist nicht die Spur von Zwang in seinem Spiel, in seiner Natürlichkeit löst sich das Konstruierte einer Bühnenfigur bis zum Verschwinden auf. Daß solche Lösung nie schal wird, verhindert der Zusatz jenes magischen Etwas, das man »Geist« nennt. Vor allem die immer gut und reichlich sezernierende Geist-Drüse Friedells ist es, die seiner Schauspielerei ihr Schmackhaftes gibt.

Ich möchte gern viel von seinem Witz erzählen, von seinem breit und kräftig sprudelnden Humor, in dem Weltanschauung sich spiegelt, von der treuherzigen Perfidie, mit der er Menschen gewinnt und verrät, von seinem pedantischen, fleißigen, unverlogenen, wahrhaft besinnlichen, mit Absicht altmodischen Leben, dessen gemäßigtes Klima nur zeitweilig durch niedergehende Alkohol-Wolkenbrüche einen etwas wildern Charakter erhält, von den berühmten »Solovorträgen« Friedells aus tausend und einer Kabarettnacht, die so brillant sind wie dauerhaft, von den unsterblichen Altenberg-Geschichten, die er, den Dichter unnachahmlich nachahmend, im Tonfall, den jener hatte, bezaubernd zu erzählen weiß, und die so tief aus der Kernsubstanz von ihres Helden Geist und Originalität geschnitten sind, daß sie, wenn auch der Doktor Friedell sagt,

er hätte sie miterlebt, ganz gut wahr sein könnten, von den vielen lustigen Kabarettsachen, die wir miteinander schrieben, als Lemberg noch in unserm Besitz war: »Goethe«, »Die Musteroperette«, »Sherlock Holmes in der Parterrewohnung«, »Der Kabarett-Gedanke«, »Die zehn Gerechten«, »Die Wohltäter«, »Der Freimann« und vieles andre mehr, von Friedells behaglicher Ironie und Selbstironie, von seiner aufreizenden Gelassenheit in den Erregungen des Theaterbetriebs, von Schnack, dem Hündchen, dem Nachfolger des philosophischen Schnick, und Oskar, dem Brüderchen, und so weiter und so weiter. Aber das führte, wenn nicht zu einer trockenen Theorie dieser saftreichen Persönlichkeit, zu Anekdoten, und von diesen könnte ich gerade die besten wegen ihrer himmlischen Ordinärheit doch nicht erzählen. Zum Beispiel die wunderschöne von dem eigenartig gekerbten Gebäck, und wie erledigend Friedell die hierauf angewandte analytische Symbollehre zurückwies.

Ja, das darf im Bilde Friedells nicht fehlen: daß er unter den Zeitgenossen gewiß der beste, sozusagen der elementarste Lacher ist. Ich entsinne mich einer Silvesternacht, in der, fünf Minuten vor zwölf, Bruder Oskar erschien und sich beklagte, die Leute machten noch immer den alten Scherz, am 31. Dezember einander zuzurufen: »In diesem Jahr sehen Sie mich nicht mehr wieder«, worauf ich bemerkte,

daß ihm das auch schon am 1. Jänner wer gesagt haben dürfte. Über diese Bemerkung mußte Egon Friedell lachen, und das Lachen dauerte sieben Stunden. Er verwickelte sich geradezu in sein Gelächter, und je mehr er aus ihm herauszukommen suchte, desto tiefer geriet er hinein. Die Gäste der alten »Tabakspfeife« zu Wien, wo dies sich ereignete, standen um den Tisch und gaben Ratschläge, wie dem Mann zu helfen wäre, und da machte er einen Augenblick Pause, um ihnen zuzuhören, fing aber gleich darauf wieder doppelt so stark an. In den Morgenstunden wurde er plötzlich ernst und äußerte sich unvermittelt sehr abfällig über die Frauen, was ihn mit Peter Altenberg in Konflikt brachte. Einmal führte Streit über die gleiche Materie sogar zu einer Ehrenbeleidigungsklage Friedells gegen den Dichter, die mit den herrlichen Worten schloß: »Unter den wiederholten lauten Rufen ‚elender Rotzbub' jagte er mich mit geschwungenem Regenschirm mehrere Male um die Stefanskirche herum. Zeugen: Mein Bruder Oskar und die Prostituierte Anna Boschek.«

Friedells Lieblingsgetränk ist Pommard, doch hat er, einfachen Lebensformen und -verhältnissen geneigt, auch zu schlichtem Branntwein eine gute Beziehung. Er raucht lange Pfeife, schwimmt wie ein Meisterschwimmer, liebt die Geselligkeit und das Einschlafen im muntern Kreise, glaubt an das Leben Jesu und

an die Führerrolle des Genies, au fond sind ihm die Menschen so gleichgültig, daß es ihm gar keine Mühe macht, gut zu sein, weshalb er auch allen Leuten sagt, was sie hören wollen. Er ist, mitsamt seinem Wissen und seiner Weisheit, ein Kind, heiter, laut, verspielt und, wie Kinder eben sind, gern ein Bösewicht. Solche Mischung von Lebensfreude, vielen Talenten, Gemütlichkeit und Zynismus in seinem Wesen gibt diesem die Form und Färbung, wie sie sich für ein Wahrzeichen Wiens geziemen. Den älteren Herrn sieht man ihm durchaus nicht an. Seine Herzensfröhlichkeit und kindhafte Spiellust fordert das halbe Jahrhundert, das er auf dem Rücken trägt, mit Erfolg in die Schranken. Ich liebe ihn, und bin entschlossen, obgleich so was sehr wider meine Natur ist, die »Kulturgeschichte der Neuzeit« zu lesen.

RINGELNATZ IST NICHT, WIE MAN GLAUBEN möchte, das Männchen der Ringelnatter. Ringelnatz ist ein Natz, der sich ringelt. Damit gar keine Verwechselungen möglich sind, heißt er außerdem Joachim.

Was aber ist ein Natz? Das weiß niemand, außer er selbst. Solches Geheimnis und das Bewußtsein, es ganz allein zu haben, ganz allein, gibt dem Ringelnatz seinen abseitigen, aus unauffindbarer Spezialquelle schöpfenden Humor, den gnomenhaften Spott-Blick für alles Menschliche und Dingliche, die koboldische Lust am Verwirren, am Dazwischenplatzen, am Durcheinanderbringen von Sinn und Unsinn, platt und tief, Größe und Winzigkeit. Sein Geheimnis macht ihn unverwundbar, also übermütig.

Er ringelt sich mit bezaubernder Geschmeidigkeit um Dinge und Menschen und zwischen ihnen durch. Wo er umbiegt, entsteht ein Reim.

Er hat die gefährliche Anmut einer Wildkatze, auch deren Sprung- und Klettertalent. Mit einem Satz, in des Wortes zwiefachem Sinn, ist er von tief unten hoch oben, mit einer Windung, einer Wendung, kommt er aus dem Engen ins Weite, aus dem Gemeinen mitten hinein ins Sublime. Oder umgekehrt.

Ein Dichter, ohne Frage. Ich weiß nicht, was das ist, ein Dichter, ich weiß nicht, ob die, die es sind, sich eine Ehre draus machen dürfen, es zu sein oder

sich lieber schämen sollten. Etwas Lächerliches, darüber besteht kein Zweifel, haftet Menschen an, die als Dichter literaturpolizeilich gemeldet und geführt sind, es gibt prachtvolle Dichter von betäubender Unausstehlichkeit, ich kann mir ganz gut vorstellen, daß gerade sensibelste Menschen auf- und davonlaufen, wenn ein Dichter — das Wort klingt wie: Adelstitel, Stigma, Würde, Spitzname, — sich nähert, kurz ich weiß wirklich nicht, ob man Ringelnatz was Liebes tut, wenn man ihn Dichter ruft. Aber er ist einer. Justament, gewissermaßen, ist er einer, im Widerspruch gegen sich selbst. Seine Verachtung des Poetischen, das ihn stößt wie der Schluckauf den Säufer, macht ihn zum Poeten. Seine Geringschätzung der Feinheit bringt ihn auf die superfeinsten Einfälle, wie ihr solche Geringschätzung zu beweisen.

Von den Tatsachen des Lebens sind es die erniedrigten und gedemütigten, die verfemten und scheu verheimlichten, deren sich sein Auge und sein Witz erbarmen. Ein guter Hirte ist er räudigen Schafen. Vom Gesicht der Welt, das in Würde- und Anstands-Falten liegt, kehrt er sich mit Lust ab zu dessen Gegenteil. Es liegt Weltanschauung in diesem Einbeziehen der Verdauungssachen ins Lied, wenn auch eine von hinten. Die Psychoanalyse würde hier von einem Anal-Komplex sprechen, der, nach ihrer Lehre, mit besonderer Hochent-

wicklung des Sinnes für Geld und Wirtschaft verknüpft ist. Einen solchen Sinn hat aber noch niemand bei Ringelnatz bemerkt.

Mit breitem Seemannsgang geht er über die Erde, wo er hintritt, lockt Abenteuer, Neuland, Entdeckung. Ein Schatzgräber ist er, dort, wo es keinem lohnt, zu graben. Er ist den Tieren hold und den Gegenständen, besonders den Proletariern unter beiden. Die armen kleinen Dinge, die niemand kennen und nennen will, nennt er beim Namen, und zwar liebevoll. Kommt Onkel Ringel, gibt es Spiel und Spaß, alles erlaubt er, dem selbst ein Kinderherz im stachelhaarigen Busen schlägt, alles erlaubt er ihnen, jeden Streich und Übermut. Er ist nicht wehleidig, Sentimentalitäten sind ihm ein Greuel, gern macht er den wilden Mann. Doch bisweilen überkommt ihn auch himmlische Zahmheit. Dann frißt er Gott und den Frauen aus der Hand. Dann hat er Gesichte und Stimmungen, so schwebefein, daß man den Atem anhalten möchte, sie nicht zu verwehen. Dann schreibt er so libellenblaue, gefühlszarte Verse wie etwa diese (im Gedicht: »Alter Mann spricht junges Mädchen an.«):

»Wie viele hatten
Was du noch hast!
Schenke mir nur deinen Schatten
Für eine kurze Rast.«

P. S.W. 18

Oder so blumenblätterweich fallende, wie im »Schlummerlied«:

»Gute Ruh!
Ich bin da,
Deine Mutter, Mama,
Müde wie du.

Nichts mehr sagen —
Nicht fragen —
Nichts wissen —
Augen zu.
Horch in dein Kissen:
Es atmet wie du.«

Man kann wirklich nichts machen: er ist ein Dichter. Er hat den Geist, er hat die Form. Die Worte fügen, schmiegen sich in sein Gefühl, in seine kapriziösen Gedankengänge, in alle Windungen und Krümmungen dieses waghalsigen Humors. Seine Verse, auch die knütteligsten noch, sind so glatt und rund, als wären sie auf der Töpferscheibe gedreht.

Um das Haupt des Ringelnatz geistert eine blaue Flamme. Der Spiritus ist's, der aus ihm leuchtet, der heilige und der profane. Das Leben steht schief: er trinkt es gerade. Erd' und Himmel schwanken: er trinkt sie ins Gleichgewicht. Die Welt ist besoffen: er ist es auch, um sie und sich mit ihr zu

vertragen, O wackerer, höchst liebenswerter Seemann, der noch auf dem Trockenen so Treue hält dem Feuchten!

Dieser unvergleichliche Ringelnatz hat den Stein der Narren entdeckt . . . welcher dem der Weisen zum Verwechseln ähnlich sieht.

ARNOLD HÖLLRIEGEL IST EIN BENEIDENSWERter Mann. Er hat Zeit zur Welt. Er löst sich ohne Schmerzen ab von Heimat und Haus, das System von Ketten, in dem unser Leben hängt, bei ihm erscheint es als System von Bindfaden. Wohin ein anderer kaum seine Träume, kaum die Phantasie zu schicken wagt, dorthin geht Höllriegel einfach spazieren. Wird die Enge ihm zu eng, sucht er das Weite. Und findet es. Europa gilt ihm als Lokalstrecke und »nähere Umgebung«; zur Karte für lohnende Ausflüge taugt ihm allein der Globus. Höllriegel muß ihn, will er noch ein Reiseziel finden, schon um- und umdrehen (wie ein armer Mann die Tasche nach einem verkrochenen Pfennig).

Gelegentlich macht er einen kleinen Spritzer den Amazonenstrom hinunter, oder schaut auf einen Sprung in die Südsee hinüber. Von da wie von dort sendet er reiche Bericht-Ernte heim (hübsch, daß man das Wort Ernte-Bericht auch umdrehen kann), und sammelt sie später in Büchern, eine Freude allen an Fremdweh Leidenden, die das Land der Ferne nur mit der Seele oder im Kino suchen dürfen.

Daß Höllriegel (in einer andern schriftstellerischen Inkarnation Richard A. Bermann geheißen) nicht reiseschildert, sondern erzählt, mit der gruppierenden, formenden, schattierenden Technik des fabulierfrohen Erzählers, macht den Reiz seiner Wanderbücher aus. Das Erzählen fällt ihm leicht, und diese Leichtigkeit wird Qualität der so dichten

wie lockeren Erzählung. Er kann Artikelreihen aus der Erde stampfen, aus jeder, und solch ein Reisebuch wächst ihm auf der flachen Hand. In den Sokkel seiner Büste wird eingegraben stehen: Veni, vidi, scripsi.

Er spricht so ziemlich alle Kultursprachen der Erde, von wilden Idiomen nur Wienerisch, und mit solchem polyglotten Hut in der Hand kommt man natürlich leicht durchs Land. Er ist beschämend gebildet, hat Geographie in einem, Geschichte im andern kleinen Finger (wo er den dritten hernimmt, in dem er Botanik hat, weiß ich nicht), macht aber von seinen Kenntnissen niemals lehrhaften, immer nur koloristischen Gebrauch. Er schreibt überlegen gut, spannend, amüsant. Oft und gern wählt er für seine Darstellungen den Ton des Onkels, der den Kleinen Märchen der Wirklichkeit erzählt, und seine Lieblings-Interjektion ist ein scherzhaft gruseliges »Ha!«. Wilden, Kindern, Blumen, Abenteurern, Außenseitern der Zivilisation ist er mit Herz und Wort zugetan, Natur sieht er mit nie gesättigtem Auge, alles Menschliche, das ihr verwandt oder nahe ist, liebt er, nach dem Spruch: les amis de mes amis sont mes amis. Seine Reisebücher wirken so lebendig, weil er nicht nur ein geschicktester Sammler und Ordner von Eindrücken ist, sondern stets den abseitigen Platz des Zuschauers aufzugeben und als Mitspieler hinter die Kulissen

zu kommen trachtet. Er hat die Begabung, sein Gefühl mit der fremden Landschaft und den Leuten, die sie Heimat nennen, kommunizieren zu machen. Er sieht, mit seinen Augen, wie ihre Augen es sehen.

Höllriegel, der Reisende, spürt Zusammenhänge, politische, soziale, wirtschaftliche, schicksalhafte, er versteht die Menschen aus ihren Bedingtheiten, und hat den Blick dafür, was ihnen diese Bedingtheiten schafft. Natur und Geschichte sind ihm Dichter von Dramen à la longue, nichts ist langweilig, alles erstaunlich, und die Welt, wie sie kreist und kreißt, ein buntes Buch der Abenteuer, dessen unzerlesene Kapitel Höllriegel besonders lieb sind.

Pathetisch wird er nur selten, etwa wenn er den Dichter Stevenson rühmt, der so voll war von herrlichen Geschichten, daß der Tod ihm prolongierte: so schrieb er gewissermaßen länger als er lebte. Höllriegel preist solches Wunder, das ihn sehr ergreift, widmet dem großen Südsee-Erzähler Worte, des Gewürdigten würdig. Im allgemeinen jedoch neigt er stärker zur humorigen Betrachtung von Menschen und Dingen. Die so schlichte, wie unausschöpfbar tiefe Erkenntnis, daß das Ferne in der Nähe seinen eigentlichsten Reiz verliert, nämlich den, das Ferne zu sein, schwebt als feinster Geist über allem Geist dieser Bücher. Ironie wirkt in ihnen als Verzehrer pathetischen Rauchs. Doch mindert die Erkenntnis,

daß Erfüllung immer Enttäuschung ist, Höllriegels Reise-Libido nicht ums geringste. Er ist Wanderer aus innerer Nötigung. Und also folgerichtig ein großer Teil seines Daseins ausgefüllt mit Dortsein.

ES GIBT LEUTE, DIE SECHSUNDDREISSIG STUNden hintereinander tanzen. Es gibt Leistungsfähige, die auf einem Sitz drei Kilo Sterz essen. Napoleon schlug eine Menge Schlachten und in diesem Punkt den Rekord. Der Zeichner Hollitzer sang in seiner großen Zeit jede Nacht siebenmal den »Erzbischof von Salzburg«. In Indianapolis lebt eine Frau, die hat zweiundzwanzig Kinder in die Welt gesetzt. Der Maler Hokusai malte neuntausendmal den heiligen Berg, und jedesmal anders. Ich kenne einen Mann, der geht seit vielen Jahren allabendlich mit seiner eigenen Frau zu Bett (nichts gewaltiger als der Mensch!).

Aber all diese Hochleistungen menschlicher Energie und Ausdauer verschwinden gegen die Leistung des Pariser Publizisten Georges de la Fouchardière, dem das Blatt »L'Oeuvre« es zu danken hat, daß seine Auflageziffer in kurzer Zeit von 60000 auf 300000 sprang.

An jedem Tag, an dem »L'Oeuvre« erscheint, also tagtäglich, bringt das Blatt in seiner Rubrik »Hors d'oeuvres« eine Studie Fouchardières über irgendein Lokal- oder Weltereignis, über irgendein Problem oder Problemchen, von der Tageschronik herangeschwemmt, über irgendwas, das auf Erden oder anderswo geschah oder nicht geschah. Das tägliche Datum kommt nicht sicherer als der tägliche Fouchardière. Seine hundert Zeilen gehen allmorgendlich auf, erhellen die Gemüter von Paris, und

gehen, wie sich das für eine journalistische Arbeit schickt, nach zwölf Stunden wieder unter.

In diesen Skizzen voll Geist und Laune, mehr gestochen als geschrieben, sind Zeit und Menschen in flagranti erwischt. Manchmal gibt Fouchardière sie nur ein wenig dem Spott preis. Manchmal macht er ihnen den Prozeß. Dann geht es ans Leben: Fouchardière stranguliert sie mit einem Seidenfaden. Sein Stil, so locker wie prägnant, mit viel Luft zwischen den Worten, jener durchsichtigen, kühlen, Fernes naherückenden Luft, wie sie nur dem Klima der französischen Sprache eigentümlich, ist von einer soliden Zierlichkeit, die deutschen Schreibern durchaus unerreichbar bleibt. Fouchardière steht links, wo das Herz der Menschheit schlägt. Der Komödie des Lebens sieht er von hinten zu, von der Desillusionsseite. Die fetten Worte der Moral und des Rechts, der Tugend und Ordnung, bringt er dadurch, daß er sie zu glauben vorgibt, in tödliche Verlegenheiten. Indem er die Zivilisation ernst nimmt, macht er sich über sie lustig. Seine Ironie ist niemals grob, sie wirkt nur einen fadendünnen Sprung im Material, an das sie schlägt: aber der geht tief, bis ins Innerste. Fouchardière ist gegen Politik, Militär, Popanzerei, gegen die Gemeinheiten der Kultur und gegen die Schweinereien der Sittlichkeit, kurz, gegen die Dummheit. Aber er hat auch eine rechte pantagruelische Freude an

ihr, er sammelt und hegt sie mit Sammlerliebe. Allem Lächerlichen ist er ein so treuer wie unfrommer Hirte; täglich klingt seine Flöte.

Das Motto seiner Weltbetrachtung könnte heißen: Alle Wege führen ins Absurde. Kein amüsanterer Führer dahin als er.

Solche hundert Zeilen, solche wahre chef-hors-d'oeuvres, Seifenblasen mit Projektilwirkung, schafft der unwahrscheinliche Mann Tag um Tag, ob schön, ob Regen, ob er ausgeschlafen ist oder Kleister im Hirn hat, ob seine Verdauung gut oder gestört war, ob er Krach hatte mit seiner Frau oder Friedensfeste mit seiner Freundin — er spricht von beiden Damen mit herzlichstem Freimut —, ob ihm das Schreiben Übelkeiten macht oder nur Beklemmungen, ob ihm blau zumute ist oder ockergelb. Tag um Tag empfängt sein Hirn, kreißt und gebärt. Tag um Tag wirft sein Geist hundert lebendige, gesunde Zeilen. Tag um Tag produziert er . . . nicht einen guten Zeitungsartikel, sondern einen echten Fouchardière, ein subtiles, witziges Sprachgebilde, schwerlos und gewichtig, voll Anmut, Gift und Philosophie. Dabei hat der Mann, wie erwähnt, eine Frau und eine Freundin.

Er sieht aus wie Don Quichote in Murger-Tracht, lang und hager, wilde französische Hakennase, unter ihr ein schwärzlicher Schnurrbart, der breiter ist als lang, tief über die Lippen hängt und dort mit

einem kurzen Knebelbart unentwirrbar verwächst. Es ist symptomatisch, daß man im Gesicht dieses Mannes den Mund nicht sieht, und nicht weiß, was da lauert hinter'm Bartgebüsch.

Manchmal schreibt Fouchardière, wenn er keine anderen Sorgen hat, auch über allgemeine Lebensprobleme. Ich entsinne mich zum Beispiel seiner sehr tief schürfenden Betrachtung, ob es zu wünschen wäre, daß die Menschen unter Wasser leben könnten. Unvergeßlich bleibt mir auch der Essay, in dem Fouchardière die Frage erörtert, bis zu welchem Alter der Mensch ohne weiters den Popo nackt zeigen dürfe. Hoffentlich wird niemand behaupten wollen, diese Frage sei auch nur um ein Geringstes weniger wichtig, als etwa die Frage nach dem Untergang des Abendlandes, nach der Temperatur auf dem Mount Everest oder nach der Entwicklung des deutschen Fußballsports.

Seite

LOB DER SECHSTEN ETAGE ... 1
GESPRÄCH ... 7
KLEINE WELT ... 13
BUCH FÜR ALLE ... 19
AUSSTELLUNG: »DER MENSCH« ... 27
STANDPUNKTE ... 33
DIE HERRLICHE NATUR UND ANDERES ... 41
LETZTER SPAZIERGANG ... 47
IM ROMANTISCHEN GELÄNDE ... 53
THEATER ... 59
DER TEISINGER ... 67
EIN HELDENLEBEN ... 73
FREMDE STADT ... 81
RICHTER-SCHULE ... 89
DAS GEDÄCHTNIS ZU STÄRKEN ... 95
Nummer 28 ... 97
Simmeringer Hauptstraße ... 100
Bahnhof ... 104
Bilder ... 109
Gespenster ... 112
Rückkehr ... 116
Zahnarzt ... 121
Perspektiven ... 124
Angst ... 126
GROSSKAMPFTAG ... 129
MEERESSTILLE UND GLÜCKLICHE FAHRT 135
LEITFADEN FÜR POLEMIKEN ... 143
VORLESER ... 149
STILLEBEN ... 155
DER ANDERE ... 161
DER SCHWIMMER ... 169
BERUF ... 175
IM MITTELPUNKT DER EREIGNISSE ... 181
AM STRANDE ... 187
DIE GESCHEITEN ... 195
FENSTERPLATZ ... 201
ZUM BEISPIEL EIN HOTELPORTIER ... 207

Seite

EXZENTRIKS ... 213
DENKMAL ... 219
WARUM ERWIDERT SHYLOCK NICHTS? ... 225
ZYANKALI ... 233
KREISLAUF ... 239
AUS EINER SAMMLUNG: ZEITGENOSSEN ... 245
SIEGFRIED JACOBSOHN ... 247
HELGE LINDBERG ... 257
EGON FRIEDELL ... 261
JOACHIM RINGELNATZ ... 269
ARNOLD HÖLLRIEGEL ... 277
GEORGES DE LA FOUCHARDIÈRE ... 283

Früher erschienen

ALFRED POLGAR

—

AN DEN RAND GESCHRIEBEN

7.—10. Tausend

Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 8.—

*

ORCHESTER VON OBEN

5.—9. Tausend

Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 8.—

*

ICH BIN ZEUGE

6.—9. Tausend

Geheftet RM 5.—, Leinenband RM 8.—

*

JA UND NEIN

SCHRIFTEN DES KRITIKERS · VIER BÄNDE

Band I: KRITISCHES LESEBUCH
Band II: STÜCKE UND SPIELER
Band III: NOCH ALLERLEI THEATER
Band IV: STICHPROBEN

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet geheftet RM 5.—, in Leinen RM 8.—

—

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 35

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 068707253